

Eike Geisel

Das Berliner Scheunenviertel war der Zufluchtsort der in Kriegs- und Revolutionswirren eingewanderten polnischen und russischen Juden.

Im Scheunenviertel

Bilder, Texte und Dokumente

Mit einem Vorwort von
Günter Kunert

Niemand weiß mehr, daß es im Herzen der alten Reichshauptstadt bis in die dreißiger Jahre hinein eine fremdartige Insel ostjüdischen Lebens gab – gleicherweise Ort von Talmud-Schulen und Verbrecherviertel.



Severin
und Siedler

Der Autor Eike Geisel, 1945 geboren, studierte Soziologie in Bonn, Köln und Berlin. Lehrte bis 1981 an einer Hochschule in Niedersachsen.

Mit Texten von Martin Beradt, Alfred Döblin, Max Fürst, Alexander Granach, Franz Kafka, Gustav Landauer, Mischket Liebermann, Walter Mehring, Micha Michalowitz, Joseph Roth, Sling (Paul Schlesinger), Inge Unikower und Arnold Zweig.





Günter Kunert	Ein Unort	7
Eike Geisel	Das Scheunenviertel. Beschreibung eines Zenotaphs	10
Gustav Landauer	Ostjuden und deutsches Reich. Zu Juden gesagt	34
Martin Beradt	Ephraims Ankunft in Berlin NO 54 Der Kaftan	40 41
Alexander Granach	Wie in Lemberg	42
Gustav Landauer	Über das Jüdische Volksheim. Brief an seine Tochter	46
Franz Kafka	Über das Jüdische Volksheim. Brief an Felice Bauer	48
Mischket Liebermann	Im Berliner Ghetto	50
Walter Mehring	Galizien am Alexanderplatz, Spartacus und Inflation	54
Sling	Der Menschheit Krümel Die alte Geschichte	68 72
Joseph Roth	Juden auf Wanderschaft. Berlin	76
Max Fürst	Die Mulakei	88
Martin Beradt	Die Betstube	92
Inge Unikower	Suche nach dem gelobten Land. Kurze Geschichten von Gerschon	102
Arnold Zweig	Die Summe	110
Martin Beradt	Der Bettler Frischmann Frischmanns Begräbnis	114 117
Alfred Döblin	Östlich vom Alexanderplatz	120
Mischket Liebermann	Einer aus dem Ghetto	136
	Razzia	138
Micha Michalowitz	Musik in der Grenadierstraße	144
Max Fürst	Mein Viertel	150

Gunter Kunert

Ein Unort

Selbst in dem, was wir für Dokumente halten, unangreifbare Belege der Zeitgeschichte, bleibt uns häufig genug die Wahrheit des scheinbar Dokumentierten verschlossen. Diese Photographien, Unikate von grossem Seltenheitswert, zeigen nicht eine vergangene Lebensweise, jedenfalls die meisten nicht, sondern wirken wie ein unheimliches Menetekel. Als werde hier bereits vorweggeprobt, was später in den Ghettos des Ostens kurzfristiger Alltag werden sollte: Polizeikontrollen, ärmlicher Strassenhandel, sinnloses und massenhaftes Treiben ausserhalb der verfallenden Häuser, Ausgeliefertsein an die Macht, deren Untergebene schon in ihrem bedrohlichen Aufzug die späteren Einsatzkommandos erkennen lassen.

«Im Scheunenviertel» heisst unser Buch, und wir sehen darin Bilder einer deutschen Vorvergangenheit, welche wir über die Schrecken jener späteren, «unbewältigten» Vergangenheit vergessen haben. Wir haben einfach vergessen, dass auch das Berlin gewesen ist. Und sogar ein ganz wesentliches Ingredienz der «Reichshauptstadt», von dem sie Farbe und Atmosphäre erhielt. Aber, so fragt sich der Betrachter beim Blättern, war das tatsächlich das Scheunenviertel, was er da schwarz auf weiss in der Hand hält? Ganz gewiss nicht. Das Scheunenviertel war eine eigentümliche Mixtur aus vielen Bestandteilen, nicht nur Ghetto, nicht nur Unterwelt, nicht nur billiges Amüsierviertel, nicht nur Zuflucht der aus Polen eingereisten armen Juden, nicht nur ein «Zille-Milljöh». Gerade seine ungewöhnliche Zusammensetzung brachte den Ruf hervor, den das Scheunenviertel in Berlin genoss. Für die Juden, die in Berlin geboren und längst assimiliert waren, zeigte sich das Scheunenviertel genauso exotisch wie für ihre christlichen respektive «arischen» Mitbürger. Mit den Ostjuden, den «Planjes», wie man sie abschätzig nannte, hatte man kaum Berührungspunkte: Möglich, dass noch der eigene Vater oder Grossvater aus dem einstmals preussischen oder russischen, später

polnischen Osten stammte, den Bezug aber zwischen der eigenen Abkunft und denjenigen, die diese Abkunft noch so unverhohlen repräsentierten, ignorierte, ja, verdrängte man. Wenige Gemeinsamkeiten bestanden. Der Glaube natürlich, falls er nicht «reformiert» war oder gänzlich aufgegeben. Jargonrelikte und bestimmte Speisen bildeten die restliche Erbschaft.

Zu meinem Vater in seine verblüffend winzige Produktionsstätte für Schreibblocks, Durchschreibebücher und Rechnungsbücher kam hin und wieder Herr Grünbaum: Ein Mann im schwarzen Mantel mit einer roten, ständig schniefelnden Nase, um ein bisschen zu betteln. Was da an Weltgeschichtlichem besprochen wurde, weiss ich schon lange nicht mehr, sehe nur Herrn Grünbaum, nachdem er meinen Vater länger von der Arbeit abgehalten hatte als diesem lieb war, zufrieden mit einem Obolus davonspazieren, den er vermutlich dafür erhielt, dass er freiwillig wieder verschwand. Dann blieb er aus, ohne dass man es recht bemerkte. Das geschah, als die polnischen Juden, selbst wenn sie deutsche Staatsangehörige waren, ausgebürgert und nach Polen ausgewiesen wurden. Ihr Schicksal als Vorwegnahme des eigenen verstanden von den später Betroffenen wohl nur wenige.

Das echte, sozusagen originale Scheunenviertel habe ich selber nicht mehr kennengelernt. Als ich auf unselbständigen Kindesbeinen die Gegend um den Alexanderplatz an der Hand meiner Eltern betrat, existierte es nur noch rudimentär. Der mächtige Bau des Arbeitsamtes im Speerschen Unstil schob sich wie ein Keil zwischen der Neuen Königstrasse und der Frankfurter Allee auf den Alex zu. Nur hinter dem Bau der Karstadtverwaltung (ein mächtiger siebengeschossiger Block, der bald dem Polizeipräsidium zugeschlagen wurde und in dem sich auch heute das Präsidium der Volkspolizei befindet), blieben die alten Gassen und Gässchen erhalten, in denen etwas von der Atmosphäre des Vergangenen zu überleben vermochte. Von der bunten und lauten und grell beleuchteten Münzstrasse ist ein bewegter Eindruck zurückgeblieben: Gestalten, vor denen sich wahrscheinlich nicht nur Kinder ängstigten, be-

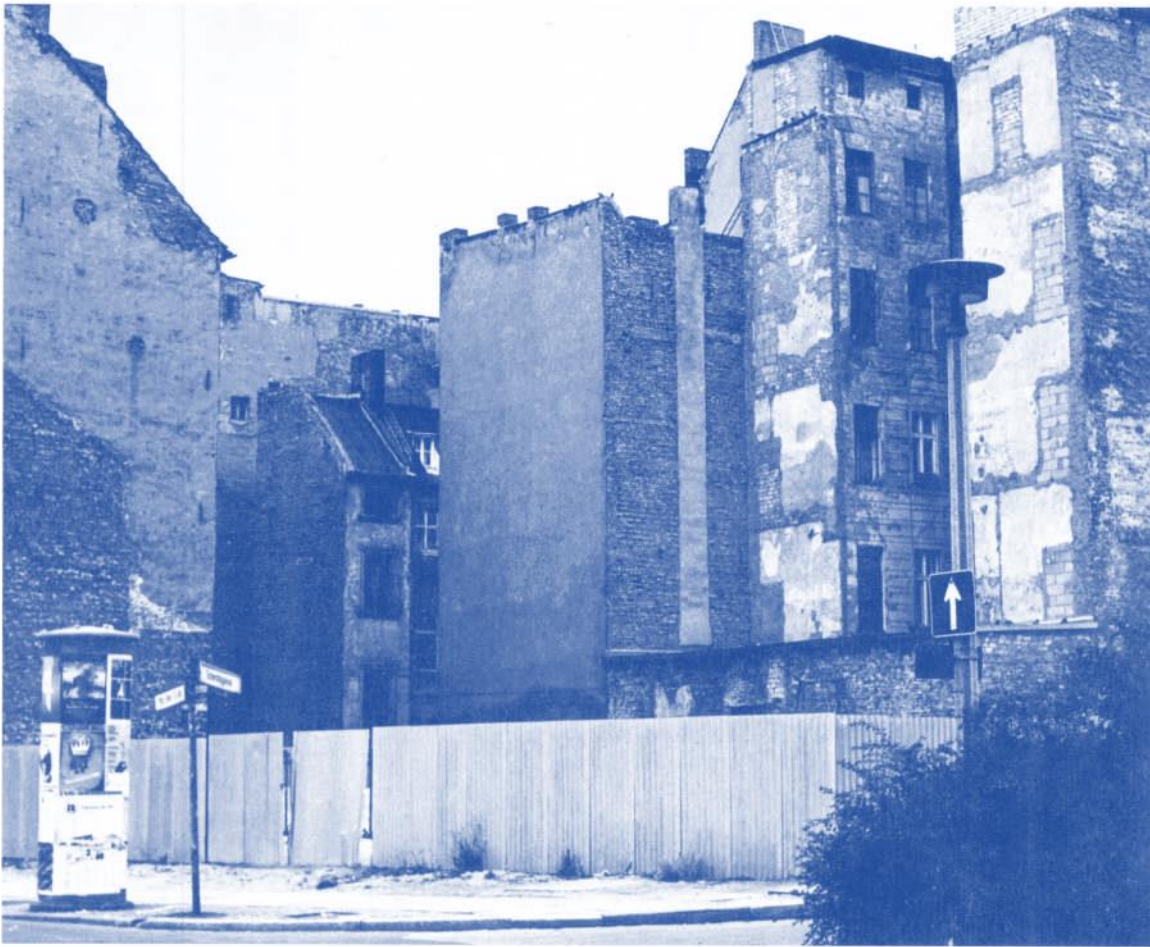
lebten die Strasse, krasses Auftreten, Torkeln und Geschrei, Menschengeschiebe, vorbei an engen Kneipen, aus denen Bierdunst und Speisegeruch über die Passanten herfiel, Kramläden und Kinos, und dazwischen drängte sich unaufhörlich klingelnd die Strassenbahn durch den Verkehr, in dem Pferdewagen, Handwagen, Karren und Motordreiräder gleichberechtigt mitzogen. Kaum mehr als solche schon traumhaft gewordenen Impressionen hat sich erhalten; Filmfetzen, ohne Anfang und beschliessendes Ende, Ausrisse aus einer örtlichen Biographie, die zu ihrer Erklärung wenig beitragen.

Deutlicher ist mir das Haus in der Keibelstrasse, einer archaischen Berliner Baulichkeit, kein Haus über drei Stockwerke gehend, eine städtische Seltenheit, wo die beiden Schwestern meines Grossvaters in zwei winzigen Wohnungen, vielleicht auch nur Wohnküchen, nebeneinander auf dem gleichen Flur hausten. Tante Marie und Tante Guste: einander höchst unähnlich, wie ich noch bruchstückhaft weiss. Die eine übermässig dick und mit einer dominierenden Brille im runden Gesicht vor den unverkennbaren Augen, die andere hingegen hager und von männlichem Typus – ihre Behausungen sind mir nicht mehr gegenwärtig. Weil wir, so scheint es jetzt, andere Verwandtschaft in diesem Hause besuchten, das wohl hauptsächlich von Juden bewohnt war. Sonntags vermutlich erschienen wir am Nachmittag zum Kaffee bei den Falckensteins, deren Anzahl ich vergessen habe. Da der grosse Kaffeetisch stets dicht besetzt war, muss es wohl eine umfangreichere Familie gewesen sein, die eines Tages, ohne dass ich es merkte, meinem Blickfeld entschwunden gewesen ist, genauso wie Tante Marie und Tante Guste, ohne dass ihrer bis heute jemals wieder Erwähnung getan worden wäre. Meist hielt ich mich an diesem Kaffeetisch nicht lange auf, gelangweilt von den Unterhaltungen der Erwachsenen. Bald stieg ich in die Mansarde empor, wo jemand wohnte, eine Frau, glaube ich, von der ich aber nur ihre beiden Kinder, zwei Mädchen, kannte, mit denen zu spielen ich die ausgetretenen Stufen empor sprang. Während ich eben noch aus einem Hinterzimmer lange Zeit fasziniert auf eine Brandmauer

gestarrt hatte, überrascht und beunruhigt von der Nähe des Ziegelwerkes, das ein Mann mit ausgestrecktem Arm möglicherweise hätte berühren können, blickte ich nun gleich aus einem Mansardenfenster über die gegenüberliegenden Dächer offenkundig niedrigerer Häuser.

Übrigens spielten wir nie: Wir unterhielten uns nur, das grössere der beiden Mädchen und ich. Ob es äusserst intensive Gespräche gewesen sind oder bloss Hinneigung zu der Gefährtin weniger Viertelstunden? Dass ich mich an Beiläufiges erinnere, spricht sowohl für das eine wie das andere. Selbst meine hingeworfene Behauptung, ich sei natürlich Kommunist, habe ich seit damals nicht vergessen, während meine Gesprächspartnerin sich zum Zionismus bekannte, von dem ich nicht die geringste Ahnung hatte. Und seltsamerweise bin ich mir noch meiner damaligen Ambivalenz ihr gegenüber bewusst: Sie war mir verwandt und fremd zugleich, ein pummeliges, aber hübsches Mädchen mit langem strähnigem schwarzem Haar, das mir seine Schulbücher zeigte, darunter solche in Hebräisch, was in mir Bewunderung und zugleich Ärger hervorrief. Ihre Selbstsicherheit war für ihr Alter erstaunlich, und vielleicht veranlasste gerade das mich zu meiner altklugen und vorwitzigen politischen Erklärung. Dann war ihre Erinnerung verweht wie alle anderen aus diesem Haus und den umliegenden Häusern. Ausser diesem scharf erinnerten Augenblick, da wir uns beide auf blanken Holzdielen gegenüberstehen und reden, ist nichts geblieben. Doch immer wenn ich durch die Keibelstrasse kam, in der nach Kriegsende noch die alten, verfallenen Unterkünfte aus einem unglaublich gewordenen Gestern standen, unter denen ich den Platz unseres kindlichen Dialoges nicht wiederentdecken konnte, erneuerte sich die kurze Szene. Aber das ist kein Nachleben.

Davon – von solchen nichtigen und gleichermassen daseinsbestimmenden Eindrücken, von Kindergesprächen, in denen eine Zukunft endete, die gar nicht erst beginnen durfte – ist in den alten Photos nichts merkbar. Polizisten, fromme Juden mit Bärten, schattenhafte Menschenansammlungen, brö-



Scheunenviertel 1980

ckelnde Fassaden, hier und da ein Gesicht, das uns melancholisch anblickt – ist das das Scheunenviertel gewesen? Auch meine Gedächtnispartikel reproduzieren es nicht; es bleibt unbeschreiblich, weil es eine derart besondere Amalgamierung gewesen ist, die selbst in zeitgenössischen Texten nicht erfasst wird. Das Scheunenviertel in seiner Unheimlichkeit und Beängstigung erregenden Unmittelbarkeit aller Begegnungen, eine Art Labyrinth, in dem unterzugehen es keines Minotaurus bedurfte, war viel zu sehr die Legende seiner selbst, als dass es durch eine literarisch-archäologische Feldstudie vorstellbar würde.

Gibt es Vergleichsmöglichkeiten?

Liesse sich etwa das Scheunenviertel als das «Soho» Berlins bezeichnen?

Nur das dichte Nebeneinander, die Verflechtung von Ehrbarkeit und rechtsbrecherischem Aussenseitertum (wie sie uns beispielsweise Franz Biberkopf

Franz Biberkopf vorführt) bildet Berührungspunkte, rief aber, unkritisch akzeptiert, falsche Assoziationen hervor.

«Scheunenviertel» – ein semantisch reiches Schlüsselwort, voll Verlockung und Schauer. Was ich da vor endlos langer Zeit zu Gesicht bekam, gehörte dazu und auch wieder nicht, und ergab eine frühe Erfahrung: Selber nicht dazugehören. Am Rande dieses verschwundenen Scheunenviertels lernte ich meine eigene Aussenseiterschaft kennen, ohne bis heute zu wissen, ob sie eine Strafe oder eine Gnade ist.

Eike Geisel

Das Scheunenviertel.

Beschreibung eines Zenotaphs.

«Vom Morgen bis zum
Abend kann die Welt
zerstört werden.»
Martin Beradt,
Beide Seiten einer Strasse

I.

Kaum dass sich einer hierher verirrt.

Wie von einer unsichtbaren Hand gelenkt, trotten die Menschenmassen, Einwohner wie Besucher der Hauptstadt, diszipliniert durch die gleichförmigen Strassen. Nirgendwo schlendernde Zerstreung, nur das bloss Vorwärts, die leere Betriebsamkeit in einem Labyrinth ohne Geheimnis. Am Ende dieses überschaubaren Irrweges durch überirdische Unterführungen, wo nichts zum Verweilen auffordert, durch Strassen, die nicht zum Flanieren einladen, sondern zum Paradiere zwingen, gelangt man durch unterirdische Gänge nicht zu einem menschenfressenden Minotaurus, sondern in die trogdoilytenhafte Atmosphäre eines U-Bahnhofs. Über ihm breitet sich das Stein gewordene Entsetzen der Menschen vor sich selbst aus: der Alexanderplatz. Ihn hat wie kaum einen anderen Ort, welcher zum Schauplatz der Niederlage gegen die Barbarei wurde, die wahrhaft systemübergreifende Einsicht geprägt, dass es auf die Menschen zu allerletzt ankommt Deshalb säumen den Weg dorthin auch keine Passagen; er wird flankiert von Windkanälen. Wer dennoch vom verordneten Weg abweicht und nicht in jenem Erschrecken erstarrt, das derlei monumentale Öde auslöst – und auslösen soll –, wer versucht, durch die wenigen und schon überfälligen Schlupflöcher auszubrechen, um nicht auf die Ausfallstrassen getrieben zu werden, der gerät unversehens ins Gestern; so scheint es. Alles deutet darauf hin: die oft enge und nicht dem tradierten Primat der inneren Sicherheit folgende Strassenführung, die Gasse, oder doch eher ihre beschädigte Andeutung, die oft niedrigen und im letzten Jahrhundert errich-

teten Häuser und schliesslich die Menschen, die wie unlebendige Botschafter mit einem vergessenen Auftrag durch das Viertel ziehen. Anders als die Untoten fürchten sie die Dämmerung und verstecken sich bei ihrem Einbruch, um tagsüber, mit schleppendem Gang zur nächsten grünen Schneise, die der Krieg geschlagen hat, sich aufzumachen und sich auf einer Bank niederzulassen. Einen Augenblick lang mag man denken, die Zeit sei stehen geblieben, und der bukolische Name des Viertels leistet dieser Wahrnehmung, die nur sentimentaler Wunsch ist, Vorschub. In Wirklichkeit ist die ganze Szenerie ein Täuschungsmanöver, das der Wahrheitsfindung dient. Die ausdruckslosen Alten, die zu den Sitzvorrichtungen im Freien trotten oder mit starrem Blick hinter den Fenstern kauern, sind nicht nur die Chargen, die ihren Text vergessen haben; die ramponierten Häuser sind nicht die Kulisse, aus welcher das Spiel einer vergangenen Epoche entzifferbar wäre. Nicht die Zeit sei stehen geblieben, ist die geheime Auskunft des Quartiers, sondern alles sei, wie in jener fiktiven «Stadt hinter dem Strom», nur geronnene Dauer, abstrakter Verlauf. Ohne von sich mehr zu enthüllen als die Physiognomie eines entleerten Schreckens, der seine Herkunft nicht mehr kennt, von seiner Gegenwärtigkeit nichts weiss und von seiner Zukunft nichts ahnt, teilt das Viertel eine alte Charta mit, die wie ein unsichtbares Manifest an den Häusern angeschlagen ist: ich war, ich bin, ich werde sein, lautet die nun absurde Botschaft.

Und geradewegs bestätigt wird dieser auf der Stelle verharrende Dreischritt dadurch, dass er dementiert wird durch Demontage: was in schäbiger Form ein allgemeines Unglück beherbergt, ist nämlich nur Planungsrückstand, von der Spitzhacke auf Abruf verschont. Ihr stellt sich neuerdings entgegen, was den alten Charakter modisch konserviert: die Instandsetzung durch aufgetünchte Geschichte. Sie ist die letzte praktische Antwort auf die Behauptung jenes Manifestes und folgt, ebenfalls im Dreisatz, auf die Politik der verbrannten Erde und des betonierten Raumes.

In einem unlängst erschienenen, akribisch verfassten literarischen Reiseführer ist über die Grenadierstrasse, die heute nach einem Widerstandskämpfer Altmstadtstrasse heisst – was wiederum von den Anwohnern als geographische Bezeichnung gedeutet wird –, Folgendes nachzulesen: «Noch heute ist das jiddische Lokalkolorit, das dieses ghettoartige Viertel bis zur Ausrottung seiner Bewohner prägte, erhalten.» Der Verfasser, der zerfallene Abtritte im Hinterhof offensichtlich für jiddisches Kolorit hält, mag durch die Literatur spaziert sein, aber nicht durch den Berliner Osten. Nichts, was die Juden im Haus des Henkers zum bunten Völkchen machen könnte, ist erhalten, nichts, was solche Gesinnung in der Operette belächeln darf, wo dem jiddischen Witz der Esprit ausgetrieben wird, nachdem die Helden Scholem Alejchems umgebracht worden sind.

Zum Lokalkolorit wird, was in den Händen eines geschichtslosen Historismus aus Schandmalen der Epoche in ihr neckisches Beiwerk sich verwandelt. In Zukunft mag es dort eine Altstadt geben, wo heute den Besucher in leergefegten Strassen unwillkürlich ein haltloser Gedanke überfällt: Tausend galizische Juden – und die Strasse wäre gerettet. Punktuelle Nostalgie und flächendeckender Optimismus, der aus Ruinen sich erhebt, das sind die Markenzeichen der neuen Vergesslichkeit, in welcher die Geschichte und damit das Grauen verschwinden. Und deshalb will es eine besondere Ironie, dass sich am Eingang des Viertels, auf dem Friedhof der Sophienkirche, das Grab des grossen Historikers Ranke befindet.

Der jüdische Aufklärer Mendelssohn hat nicht das Scheunenviertel gemeint, wohl aber von vulgärer Theorie gesprochen, als er geschrieben hat, dass es angesichts lebender Leichname besser sei, unter toten Gespenstern zu verweilen. Dorthin führt dieses Buch. Dass es erscheint, ist kaum ein Trost; es gehört zu jenen Büchern, zu denen besser niemals Veranlassung bestanden hätte. Nicht einmal der Gedanke ist mehr tröstlich, dass es hätte anders kommen können.

II.

«Wer in aller Welt kommt
freiwillig nach Berlin?»

Joseph Roth,
Juden auf Wanderschaft

War Paris die Metropole Europas, so Berlin dessen Mietskaserne. Die Geschichte des Scheunenviertels hinter dem Alexanderplatz wäre rasch erzählt, ginge sie in jenem Vergleich restlos auf, hätte es nicht die Ostjuden gegeben. Wir würden in einem durchschnittlichen Kapitel über die Gestehungskosten der Moderne blättern und von der Entwicklung eines Stadtviertels vom Vorhof zum Hinterhof berichten.

Weder die ostjüdischen Flüchtlinge, noch die gemischte Gesellschaft, die sie dort vorfanden, hatten im Scheunenviertel freiwillig Quartier bezogen, welches man in der nämlichen Umgebung gut zweihundertfünfzig Jahre zuvor noch selbst aufschlagen konnte. Rund um die vor die Stadttore verlegten Scheunen, Ställe und Lagerschuppen, welche dem Viertel den Namen und bis weit in die Gegenwart manchen Strassen und Gassen, in deren Höfen Vieh gehalten wurde, das schäbige Aussehen eines überlebten Dorfes verliehen haben, zwängten sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts jene noch halb bäuerlichen Massen zusammen, wie man sie überall in den Vorhöfen der Industrialisierung antraf. Meist mit roher Gewalt vom Land vertrieben und durch Runkelrüben ersetzt, sammelte sich im Scheunenviertel eine amorphe und gesichtslose Masse von Existenzen an, bis nach Jahrzehnten der stumme Zwang der ökonomischen Verhältnisse aus ihnen das disziplinierte Heer williger und gehorsamer Industriearbeiter geformt hatte. In diesem habituellen Abrichtungsprozess spielte das Scheunenviertel die Rolle des Vorhofs und der Vorschule, unterstützt vom nahegelegenen Militär. Die Strassennamen sind deshalb auch Programm: Artilleriestrasse, Grenadierstrasse, Dragonerstrasse.

Wer die Einübung auf die modernen Produktions- und Verkehrsverhältnisse überlebt hatte, war reif für

den Grossbetrieb und den Umzug in die Mietskammerne; der Ausschuss jedoch nistete sich in die Schlupfwinkel des Quartiers ein und sorgte schon früh dafür, dass Scheunenviertel synonym gebraucht wurde für Elend, Anrüchigkeit und Verbrechen.

Es ist die Aufgabe der Polizei, zu Knüppel und Revolver zu greifen, sonst wäre sie keine, und zur Feder nur, wenn sich ein Protokoll nicht vermeiden lässt. Wie um diesen trüben Sachverhalt in einer zufälligen und freundlichen Verkehrung zu bestätigen, gibt es in der Geschichte der Berliner Polizei den Glücksfall eines Beamten, dem der feuilletonistische Kunstgriff mehr lag als der Knüppelschlag. Gewähren wir ihm, dessen aufhellende Skizzen in der Regel den dunklen Bezirken der zwanziger Jahre galten, einen retrospektiven Lokaltermin am Anfang des Jahrhunderts: «Unter Scheunenviertel versteht man die Strassen und Gassen, die sich zwischen Alexanderplatz und dem Rosenthaler Platz von der Lothringer Strasse bis zur Stadtbahn um die Münz- bzw. Weinmeisterstrasse herumgruppieren. Hier wohnten im alten Berlin die armen Leute, und hier befanden sich schon früh die Quartiere der Armut und die Schlupfwinkel der Verworfenheit. Hier wohnten damals Holzhauer, Torfräger und die ‚Unratweiber‘, deren wichtige Tätigkeit mit der Einführung der Kanalisation ein Ende gefunden hat. Dazu natürlich Dirnen und alles mögliche andere Gesindel, das sich hier schreiend herumzankte und -prügelte. Im Jahre 1846 wies Berlin nach einer statistischen Aufstellung ja schon 2'000 Verbrecher, ebensoviel Obdachlose sowie etwa 8'000 Bettler und andere fragwürdige Existenzen auf, und im Laufe dieser Zeit wurden die engen Gassen und die schmutzigen Häuser des Scheunenviertels immer mehr zum Schlupfwinkel des Verbrechertums.» Es wird nicht so drastisch gewesen sein, wie der biedere Sinn es hier rückblickend entworfen hat. Denn so gross die Anstrengung des kaiserlichen Berlin auch war, einen Platz unter der Sonne zu erwerben, so gering war andererseits die Chance für ein Abonnement der Hauptstadt auf die Hölle: die Verruchtheit hielt sich in Grenzen.

Wenige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg sucht ein französischer Autor nach dem Berliner Whitechapel, nach Räuberhöhlen wie auf dem Montmartre, nach feuchten und dreckigen Elendsvierteln wie in Rom oder in St. Petersburg. Der Polizeipräsident nennt ihm schliesslich eine Gegend, in welcher seit 1906 abgerissen wird: das Scheunenviertel. «So begab ich mich denn», beschliesst Jules Huret seine Streifzüge durch die Viertel des gesellschaftlichen Abhubs, «hinter den Alexanderplatz in der Umgebung der Grenadierstrasse auf die Suche und fand einige schon halb zerfallene Häuser vor. Wohl gewährte ich hier und da eine Gruppe junger Zuhälter, reichlich verdächtige Gestalten, aber ohne jenes aufdringliche und liederliche Gebaren, das die unsrigen kennzeichnet. Ich gewann auf meiner Forschungsreise nur einen blassen Eindruck und sah nicht einen typischen Zug von deutscher Verkommenheit.» Er hat ihn woanders gefunden, diesen typischen Zug: den Antisemitismus; nicht unter ehrlosen Ganoven, sondern unter ehrbaren Bürgern, nicht unter den Zersetzern, sondern unter den Stützen der wilhelminischen Ordnung, nicht im Milieu, sondern in der gehobenen Unterwelt aus Militärs, Akademikern und Beamten. Zwar wurde 1906/07 der desolate Kern des Viertels abgerissen, der auf alten Stadtplänen deutlich als Geviert von Scheunengassen sich abzeichnet, aber dieser halbherzige Versuch kam schon mit einem grossspurigen Bau, der Volksbühne, zu Ende und konnte den fortschreitenden Verfall rund um den Babelsberger Platz, wie das freigeheuene Dreieck hiess, das mit seiner Spitze auf dem nördlichen Ende der damals verlängerten Kaiser-Wilhelm-Strasse stand, nicht aufhalten. Dem Platz gab man verschiedene Namen, aus Babelsberger Platz wurde Bülowplatz, dann Horst-Wessel-Platz, schliesslich, als wollte man ihr im Nachhinein noch etwas antun, Rosa-Luxemburg-Platz; doch die Gegend behielt das nämliche Gesicht, die Heraufkunft jeder vorgeblich neuen Zeit sah das gleiche heruntergekommene Viertel. Einen letzten Vorstoss zur Neugestaltung machte Ende der zwanziger Jahre der Architekt Hans Poelzig, dessen metropolisähnlicher Entwurf aber nur in einer Handvoll Wohn- und Ge-

schäftshäuser im Stil der Neuen Sachlichkeit realisiert wurde. Sie verbreiteten, steinerne Repräsentanten der Angestelltenkultur im Vergleich zum halbproletarischen Umfeld, aber doch nur die alte Öde. Was davon nach dem Krieg, der Fortsetzung der Sanierung mit anderen Mitteln, übriggeblieben ist, hat sich mimetisch der auskunftssarmen Unansehnlichkeit hinter dem Alexanderplatz angenähert. Nur das Kino, in dessen Nähe im Sommer 1931 die beiden uniformierten Polizeihauptleute Anlauf und Lenk erschossen wurden, die im Viertel nur als «Schweinebacke» und «Totenkopf» bekannt waren, verspricht trotzig bis heute unter dem Namen «Babylon» exotische Träume. Warum ein Stadtviertel zum Slum wird, ist kein Geheimnis mehr; jedes Kind ist heute so klug wie vordem ein gerissener Spekulant: in den zerbröckelnden Fassaden befestigt sich die Renditehoffnung des Eigentümers, die unheizbar gewordenen Wohnungen sind wie Feuer unter den Bodenpreisen.

Das rapide Wachstum der Berliner Bevölkerung um die Jahrhundertwende bei gleichzeitiger Entvölkerung der Innenstadt, die zur City wurde, drängte die Bewohner in den Randbezirken zusammen und die Grundstückspreise im Zentrum in die Höhe. Zentral gelegene Wohnquartiere wie das Scheunenviertel verfielen deshalb immer mehr. Sie wurden zum Alptraum der Bewohner wie zum Traum der Spekulanten, der für die letzteren in der Inflation jäh, aber nur kurz unterbrochen wurde, um heute endgültig ausgeträumt zu sein. Durch solche Hoffnungen macht eine Mauer nun einen Strich. Dass die Eigner von Grund und Boden mit zukunftssträchtiger Rendite nicht nur magisch den Auftrieb der Grundstückspreise verfolgt und untätig auf das grosse Geld gewartet haben, das nach der Sanierung winkte, sondern schon durch das Eintreiben des Kleingelds auf ihre Kosten gekommen sind, wird belegt durch die Belegung des Viertels: nirgendwo ist die Wohndichte so hoch wie hier.

Dem Elendsquartier neben einem der belebtesten Plätze der City widmet das Statistische Amt der Stadt Berlin deshalb 1929 auch einen besonders auf-

merksamen Bericht mit dem Titel: «Die Siedlungs-, Wohnungs- und Bevölkerungsverhältnisse in der Dragoner-, Grenadier-, Linien-, Rücker- und Mulackstrasse.» Das sind nicht alle Strassen des Quartiers, aber genug, dass an ihnen dessen Charakter und die Befürchtungen der Verwaltung demonstriert werden könnten: die Wohndichte ist fünfmal höher als in der ganzen Stadt, die hygienischen Verhältnisse sind katastrophal, weil weniger als die Hälfte aller Wohnungen über eine eigene Toilette verfügt. «Man kann einen Menschen mit einer Wohnung gerade so gut töten wie mit einer Axt» war das Motto, welches ein sozialdemokratischer Abgeordneter schon 1908 einer Untersuchung über «Grossstädtisches Wohnungselend» vorangestellt hatte. Wenn einer im Scheunenviertel daran nicht starb, dann besass er, befürchteten die Behörden, gerade noch die Energie, sich auf schmutzige Weise wieder zu holen, was ihm dreckige Verhältnisse versagt hätten, mit einem Wort, hier hauste nun, wonach jener französische Reiseschriftsteller zwanzig Jahre zuvor vergeblich gesucht hatte: die Verkommenheit.

So sähe die Skizze des Viertels ohne die Ostjuden aus; sie wäre ein Rückblick auf die unrühmlichen, aber banalen Reibungsverluste fortschreitender Geschichte. In den kodifizierten Geschichtsbüchern, hier wie dort, kommen die Ostjuden nicht vor; die offiziöse «Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung» kennt den Bülowplatz wegen der dort befindlichen Parteizentrale der KPD, aber nicht die Ostjuden. Als anachronistisches Kuriosum, als exotisches Beiwerk, als skurrile Ausläufer eines überwundenen Zustands dürfen sie in Autobiographien erscheinen, immerhin. «Vom Ghetto in die Welt» heisst es da, und gemeint ist ein Aufstieg. Wohin? Wo die Ostjuden die Rolle belletristischer Rosinen im trockenen historischen Kuchen spielen, den man unverdrossen weiter kaut, da ist die Frage entschieden.

Und im Westen? Auch nichts Neues. Der gewissenhaften Vernichtung der Juden folgte die ebenso betriebene Eingemeindung der Ausgestossenen, in «Wochen der Brüderlichkeit» und Festschriften. Kaum eine Stadt, die nicht auf einmal «ihrer» Juden

durch einen eigens bestellten Historiker gedächte. Der Verlust, den niemand bemerkt hat, soll plötzlich ausserordentlich gewesen sein, das ist der Tenor in der Aufzählung grosser Juden. Der geschäftige Philosemitismus gleicht darin seiner mörderischen Kehrseite: die Juden, nichts als Grosskaufleute, Bankiers und Intellektuelle. Da ist für die Masse der Namenlosen kein Platz, auch nicht für die Ostjuden; wer nur dürftig gelebt hat, soll nicht den besänftigenden Gedanken stören, das Verbrechen des Judenmordes sei deshalb grauenhaft, weil es die Verdienstvollen getroffen habe. Andererseits soll es keinen Unterschied geben, den die Formel «jüdische Mitbürger» gerade als Anbiederung wieder postuliert. Da ist für die wirklich Verschiedenen erst recht kein Raum.

III.

«Wann findet – wenn das so weitergeht – zu Berlin oder sonstwo in Deutschland der erste fidele Judenpogrom statt?» Georg Davidsohn, Sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter, 1918

Anziehend ist das Elend nur für den, der es nicht teilen muss. «Die Romantik der Unterwelt war unwiderstehlich. Berlin... enthusiastierte mich durch seine schamlose Verruchtheit», schrieb 1923 der junge Klaus Mann, der Gutes gewohnt war.

Anziehend im wörtlichen Sinn ist das Elend aber für den, der keine Wahl hat. So kommen die Ostjuden ins Scheunenviertel, die von draussen zu denen von drunten.

Ohne die Kenntnis ostjüdischer Einwanderung, die wie vieles andere dem allgemeinen Vergessen anheimgefallen ist, erschliesst sich kaum die eigentümliche Bedeutung einiger Passagen eines Romans, der gegenwärtig nostalgisch aufbereitet wird. «Der Jude folgte ihm auf der Strasse», heisst es am Beginn einer längeren Szene, «nahm ihn beim Arm, zog ihn unter unendlichen Gesprächen weiter, bis sie in die Gormannstrasse einbogen, der Jude und der starkknochige

ge Kerl im Sommermantel, der den Mund zusammenpresste, als wenn er Galle spucken müsste.»

Der starkknochige Mann, dem hier speiübel ist, kommt gerade, nachdem er einen Totschlag in Tegel abgesehen hat, wieder ins Viertel zurück, betäubt von der rasenden Geschäftigkeit der Stadt und der unabwendbaren Aussicht, wieder in einen Kreislauf zu geraten, der nur mörderisch unterbrochen werden kann. Franz Biberkopf, der jämmerliche Held von Döblins «Berlin Alexanderplatz», diese Riesepuppe, an der alle Fäden der Epoche nach unten ziehen, hat hier, auf der ersten Station seines immer gleichen Weges, eine Art heilsames Schockmoment, ausgelöst durch einen Ostjuden. Dieser zieht ihn schliesslich in eine Stube, und Biberkopf, wie ein Kind, das weltvergessen einem Märchen lauscht, erliegt für einen Augenblick einer unbekanntenen, verführerischen Macht. An der Gestalt des ostjüdischen Geschichtenerzählers und in der beruhigenden Kraft der Worte, welche den aufgestauten Schrecken besänftigen, erscheint die Ohnmacht der Ostjuden gleichermassen wie die Chance zur Wendung der Gewaltverhältnisse. Für einen winzigen Augenblick setzt das Wort den unheilvollen Fortgang der Taten ausser Bewegung, im erzählenden wie zuhörenden Innehalten, deutet sich die flüchtige Möglichkeit zum Guten an. Beide, der Jude wie der Ganove, blitzt es auf, könnten gerettet sein. Aber als Biberkopf den Raum verlässt und auf die Strasse tritt, schwindet der geheimnisvolle Zauber: «Wer ankommt, kriegt eins in die Fresse.» Das geht noch nicht gegen die Juden, aber setzt wieder die rastlos und blind zuschlagende Gewalt ins Werk, gegen welche die einhaltende Gebärde und das vermittelnde Wort nichts vermögen. Sie sind nur noch Zeichen der Angst und der Schwäche, welche erst recht die Faust auf sich ziehen.

Döblin hat an anderer Stelle und ausführlich über die Juden geschrieben, hier interessiert ihn der verschlungene Weg des Helden, der sich schliesslich, wie man entdeckt, in einer Spirale fortbewegt. Die Juden bilden eines der Elemente, mit denen jener in Berührung kommt, sie sind ein kleiner Ausschnitt

aus der literarischen Montage der gesellschaftlichen Realität.

Welchen Weg aber nehmen die Ostjuden? Die Geschichte der Ostjuden in Deutschland ist noch nicht geschrieben, vielleicht auch gar nicht zu schreiben. Die Geschichtsschreibung der Sieger vergangener Epochen trug den Opfern insofern Rechnung, als in ihr der eigene Triumph an der Gefährlichkeit und Grösse des Gegners entfaltet und der besiegte Feind vornehmlich unter einem Aspekt, dem der Beute, betrachtet wurde, die nicht unbedingt abgeschlachtet werden musste, sondern ausgeschlachtet werden sollte. Der Tötung des Feindes eignete, wie entfernt auch immer, jenes rituelle Moment, das man am Anbruch der Zivilisation vorfindet: die Aneignung unbeherrschter, weil unbegriffener Natur vollzieht sich im Mysterium der Einverleibung. Noch in ihrer säkularisierten Form, der Plünderung, die ganze Kontinente überzog, verschaffte sich dieses magische Bedürfnis Geltung, und deshalb ist die sogenannte Kultur des Abendlandes, was nicht selten vergessen wird, gleichzeitig ein Mausoleum ihrer Voraussetzungen. Jedes Museum ist mit Kunstwerken angefüllt, die gleichermassen Grabsteine sind.

Im Unterschied dazu leben die Opfer in den Siegern von heute nicht fort, sie haben eine unspezifische Leere hinterlassen. Das mag daran liegen, dass es keine Sieger mehr gibt, sondern nur noch Überlebende. Die Sieger als die Überlebenden können sich nur auf eines berufen: dass sie die anderen umgebracht haben. Und in Art und Umfang des Mordens, für dessen Anfang Auschwitz steht, in der Reduktion lebendiger Menschen auf tote Natur, die nun wirklich ausgeweidet wird, deutet sich die Anthropologie einer Epoche an, in welcher die Existenz von Menschen keine andere Bestimmung mehr zulässt, als dass sie auf Kosten anderer sich abspielt. Damit erscheint in den Siegern nur, was sie den Opfern schon angetan haben: die völlige Spurenvernichtung kehrt wieder in der Ausdruckslosigkeit des Gesichts, das einer haben muss, der es zu was bringen will.

Den Spuren ostjüdischer Existenz in Deutschland zu folgen, wo es keine mehr gibt, heisst deshalb meist,

den Fluchtweg der wenigen Davongekommenen nachzugehen. Abgesehen von einigen verstreuten alten Zeitungsartikeln und einer aus der Perspektive jüdischer Sozialarbeit verfassten Monographie über die Hilfsorganisationen für ostjüdische Einwanderer, gibt es kaum Quellen, derer sich der Interessierte bedienen könnte; in jeder deutschen Bibliothek wird er mehr über die Ostgoten als über die Ostjuden finden. Was allen zufällig aufgefundenen Texten gemeinsam ist und auch diesen kennzeichnet: es sind Bemerkungen über Fremde.

Gerade in den kompetentesten Äusserungen, in den Annäherungsversuchen einer kleinen und engagierten Gruppe deutscher Juden an die ostjüdische Kultur, in welcher sie die Wiedergeburt einer verlorenen Tradition erkennen wollen, zeigt sich die Distanz, eben weil sie überbrückt scheint, am schärfsten: es handelt sich um Kultus. Einer, der es wissen muss, Gerschom Scholem, damals als Jugendlicher selbst auf der Suche nach dem verlorenen Judentum, hat nachträglich jene Vergötterung ostjüdischer Naivität und Religiosität durch die einfühlsame Verkleidung spöttisch im Wortspiel mit dem Namen ihrer zentralen Figur glossiert: er nennt sie Bubertät.

Nicht zufällig war damals unter einem kleinen Kreis deutscher Juden die Begeisterung fürs Ostjüdische ausgebrochen. Die ostjüdische Menschheitsdämmerung, von welcher sie schwärmten, fiel unmittelbar zusammen mit einem Ereignis, das sich wenig später nicht als Morgenröte, sondern als Auftakt zum Untergang erweisen sollte: dem Ersten Weltkrieg. Auf den Wegen, welche die deutschen Armeen bahnten, kamen jüdische Soldaten in Kontakt mit den ostjüdischen Massen in Galizien, Polen und Russland und entdeckten mit einem Freudenschrei den ostjüdischen Paria, dessen religiöse Inbrunst sie der eigenen Indifferenz, dessen ärmliche Demut sie dem arrivierten Hochmut entgegenstellten. In dieser Begegnung finden sich, wenn auch auf spezifische Weise, alle Momente des romantischen Exotismus vorgebildet, dessen Refugium sich mit der Ausdehnung der imperialistischen Kriege bis nach Indochina erweitert hat. Arnold Zweigs «Das ostjüdische Antlitz» war

nur die jüdisch eingefärbte Version einer allgemeinen Sehnsucht in der Krise, aus welcher die Gesellschaft mit Lebensreform, Nacktkultur, indischer Philosophie, vegetarischem Essen und Gymnastik einen Ausweg suchte, um ihn schliesslich im Krieg zu finden. Zweig kehrte allerdings der Schwärmerei vom unverdorbenen Charakter, welche das eher charakteristische tägliche Verderben in Kauf nahm, bald den Rücken und erkannte, dass das Heil für die zivilisationsmüden Juden nicht aus dem Osten kam, sondern dass ein drohendes «Heil-Hitler» im Westen aufstieg; dass die Ostjuden nicht als Boten der Erlösung kamen, sondern zu Adressaten der Endlösung wurden.

Schon seit den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, auf die Wellen russischer Pogrome folgend, gab es ostjüdische Einwanderung nach Deutschland, wenn auch unbedeutend an Zahl, verglichen mit den weit über zwei Millionen Flüchtlingen und Auswanderern, die meist über Hamburg und Bremen Europa verliessen, um ins wirkliche gelobte Land zu gelangen, nach Amerika. Scharfe Durchreisebestimmungen und eine rigide Ausweisungspraxis der preussischen Behörden sorgten dafür, dass nicht viele am Wege hängenbleiben konnten. Für Berlin vermerkt eine amtliche Statistik von 1880 die Anwesenheit von 2954 «nichtdeutschen Israeliten». Bis zur ersten russischen Revolution, für die der Zarismus hauptsächlich an den Juden Rache nahm, war die Zahl der unmittelbar vor der Verfolgung Schutz suchenden oder wirtschaftlicher Not entfliehenden Ostjuden im Deutschen Reich relativ unbedeutend, einige Zehntausend. Von Bedeutung war diese frühe Immigration nur unter zwei Aspekten, die hier ausser Betracht bleiben sollen: vorübergehend wurde Berlin zu einem Sammelpunkt der russisch-jüdischen Intelligenz, welche zur ersten Führungsgeneration der zionistischen Bewegung gehörte, und zweitens waren die ostjüdischen Einwanderer das Reservoir, aus welchem die vom Mitgliederschwund bedrohten Gemeinden ihren Nachwuchs schöpften wie die zur Erfüllung eines ordentlichen Gemeindelebens notwendigen Funkti-

onsträger heranzogen (schon damals war das inmitten des Scheunenviertels in der Gipsstrasse – später der Artilleriestrasse – gelegene Rabbinerseminar der orthodoxen Separatgemeinde Adass Israel eine erste Anlauf- und Auskunftsstelle für die Frommen unter den Flüchtigen).

In nennenswertem Umfang stieg die Zahl der ostjüdischen Einwanderer nach der ersten Russischen Revolution an und wurde verstärkt durch den Zuzug galizischer Juden, die nicht zum Sündenbock der in Auflösung begriffenen Kaiserreiche werden wollten. Seit jener Zeit konnten die Ostjuden der Aufmerksamkeit der Antisemiten gewiss sein, deren Treiben einige Jahrzehnte zuvor der Historiker Treitschke in seinen Invektiven gegen die «hosenverkaufenden Jünglinge aus dem Osten» mit akademischen Weihen versehen hatte. Dabei war die wachsende Wut der Antisemiten nur scheinbar mit der wachsenden Zahl der Flüchtlinge vermittelt, denn man weiss, dass es schliesslich auf jene Zahl, die immer übertrieben wurde und vor 1914 kaum die Hunderttausend überschritten hat, gar nicht ankam. Gegen den Antisemitismus zu argumentieren war zwecklos; das mussten bald jene deutschen Juden erfahren, denen das Auftauchen der Ostjuden missliebiger war, weil es die Aporien ihres eigenen Daseins offenlegte. Der Antisemit projiziert nur sein regressives Inneres auf die äussere Welt, er sieht nur, was er bereits auf der Netzhaut hat. Als kleine Kaufleute, Schuster, Uhrmacher, Schneider, Hausierer und Zigarettenarbeiter lassen sich die meisten in grossen Städten nieder. Die Offenbacher Lederindustrie wie das Kürschnergewerbe in Leipzig wären ohne sie undenkbar. Sombart, der in seinen Vorlesungen, wie man zeitgenössischen Berichten entnehmen kann, selbst die deutschen Juden zum Entzücken brachte mit seinen Thesen über den angeblich jüdischen Ursprung des Kapitalismus, mag vielleicht recht haben, dass Juden bei der Einführung der Tabakindustrie in Deutschland eine gewichtige Rolle gespielt haben. Ganz sicher jedoch ist, dass ostjüdische Zigarettenarbeiter in Berlin das gedreht haben, was die Berliner mit Vorliebe rauchten: Manoli, Carbaty, Muratti. Der Erste Weltkrieg begann für die polnischen Ju-

den mit einer Überraschung, wie sie deutsche Politik seitdem nicht mehr parat gehabt hat: in mehr als zweihunderttausend Flugblättern liess der vereinigte Generalstab ein nationalrevolutionäres Manifest über die Befreiung der Juden verteilen: «Juden in Polen!... Unsere Fahnen bringen Euch Recht und Freiheit: Gleiches, volles Bürgerrecht, wirkliche Glaubensfreiheit und Lebensfreiheit auf allen wirtschaftlichen und kulturellen Gebieten. Zu lange habt ihr unter dem eisernen Joche Moskaus gelitten. Wir kommen als Befreier zu Euch ...» Dieser üble Scherz, den die jüdische Bevölkerung für bare Münze genommen hatte, kam sie teuer zu stehen. Dem Schicksal an wechselnden Fronten ausgeliefert, an denen sie jeweils ihre Gutgläubigkeit büssen mussten, erwies sich auch unter deutscher Okkupation, dass die Deutschen, wenn sie Befreiung sagen Zwangsarbeit meinen; zwei Jahrzehnte später wurde, was hier als taktisches Täuschungsmanöver fungierte, zum offen ausgesprochenen Zynismus: Arbeit macht frei.

Im Verlauf des Krieges, entweder zwangsverpflichtet oder mit Arbeitsverträgen, die einer Gefangennahme gleichkamen, wurden über fünfunddreissigtausend polnische und russische Juden nach Deutschland transportiert, um dort in der Rüstungsindustrie oder auch beim Ausbau der Berliner S-Bahn zu arbeiten. Nach dem Rückzug der Deutschen, dem Zusammenbruch der Habsburger Monarchie und während der ersten ungewissen Jahre der bedrängten Russischen Revolution, brach über ganz Osteuropa eine Flut von Pogromen und Vertreibungen herein; sie waren das Geburtstagsgeschenk der neugegründeten Nationalstaaten oder der wiedererlangten Unabhängigkeit. Zehntausende von Juden, plötzlich obdach-, heimat- oder auch staatenlos, versuchten trotz zeitweiliger Grenzsperrre – von Antisemiten lautstark gefordert, von den anderen mit einvernehmlichen Schweigen gebilligt – den rettenden Boden eines Landes zu erreichen, in dem sie ihres Lebens sicher sein konnten und vielleicht auch ein Auskommen finden mochten.

So kommen die Ostjuden nach Berlin und wollen in wenigen Jahren erreichen, wozu ein anderer armer

Jude vor rund zweihundertfünfzig Jahren den Grundstein gelegt hatte: den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufstieg in die bürgerliche Gesellschaft. Damals war der junge Moses Mendelssohn mit nicht mehr Rechten als denen eines Haustieres am Schlesischen Tor in Berlin angekommen. Nun kommen die Flüchtlinge am Schlesischen Bahnhof an und begeben sich, weil es andere vor ihnen auch so gemacht haben, in das Viertel hinter dem Alexanderplatz. Aber in Berlin treffen sie nicht auf ein aufsteigendes Bürgertum, Aufklärung und Lessing, sondern sie finden dort spätbürgerliche Zersetzung, Antisemitismus und Ludendorff. Rund um die Grenadierstrasse lassen sie sich provisorisch nieder, immer in der Hoffnung, doch noch den zweiten, grösseren Schritt über den Ozean zu tun. Doch viele bleiben. Wieviele? Die amtliche Statistik von 1925 rechnet Folgendes vor: Die Zahl von einhundertseibentausend ausländischen Juden, die gegen eine Bevölkerung von über sechzig Millionen verschwindend gering ist, erhält auch kein grösseres Gewicht, wenn man sie auf die im Deutschen Reich befindlichen Ausländer bezieht, die fast eine Million ausmachen. Gewichtiger wird ihr Anteil, setzt man sie in Beziehung zur jüdischen Bevölkerung in Deutschland, die damals knapp sechshunderttausend Personen umfasst hat. In Berlin waren von einhundertseibzigtausend ansässigen Juden mehr als vierzigtausend Ausländer. Wie viele darunter Ostjuden waren, das übertreibt der Polizeipräsident und untertreibt die Jüdische Gemeinde, wie viele davon im Scheunenviertel wohnten, übertreibt das städtische Wohnungsamt und untertreibt das jüdische Arbeiterfürsorgeamt. Jenseits blosser Vermutungen, welche Zahlen mit problematischer Herkunft nur zulassen, steht unzweifelhaft fest, dass nahezu die Hälfte aller Ausländer in der Innenstadt wohnte, wo auch ein Grossteil der Juden wohnhaft war. Und in der Innenstadt lag das Scheunenviertel, ein zwielichtiger Bezirk, in dem die Dunkelziffer regierte. Mag ein Sozialwissenschaftler über der Suche nach exakten Zahlen verzweifeln oder reüssieren, hier soll die Feststellung genügen, dass einige Tausend hinter dem Alexanderplatz gewohnt haben.

Wer in alten Adressbüchern blättert, dem verwandeln sich unter der Hand die Strassenverzeichnisse des Viertels in Transportlisten: Pufeles, Grünbaum, Kahane und Süßmann lauten die Namen; auch die Resultate der Germanisierungslaune österreichischer Beamter kann man finden: Butterfass, Witzig oder Sternkuker. Kaum ein Haus, das nicht jüdische Mieter mit fremden und der Zunge oft nicht geläufigen Namen hätte, und manchmal auch schon ein Haus, dessen Eigentümer irgendein Samuel Goldfinger ist, hinter dessen Namen das Adressbuch diskret die Bezeichnung «Ausland» vermerkt. Diesem zufälligen Herrn Goldfinger ist das Glück, welches sein Name verspricht, nur kurze Zeit hold, weil er, der Auserwählte unter Tausenden, während der Inflation seine kostbaren, doch unbeständigen Devisen in die kostbarere und beständige Form eines Miethauses verwandeln kann. Wenige Jahre später bleibt ihm nur noch der Name, der wie eine Zielscheibe an ihm hängt.

Ihr Zentrum hat die ostjüdische Einwanderung in einer Strasse, die, fast vertraut wie in Kolomea oder Przemysl, alles beherbergt, dessen der aus dem Stetl in die Stadt verschlagene Ostjude bedarf, damit die ersten Härten der Fremdheit gemildert würden, in der Grenadierstrasse. Auf beiden Seiten der Strasse eine Vielzahl von Geschäften, in Kellern und Läden, Bäckereien, Schustereien, mehrere Buchhandlungen, Schlächtereien, Schneidereien, christliches wie jüdisches Kleinhandwerk, eine zweifelhafte Damenkneipe, koschere Speisestuben, Friseure; Absteigen, die sich als Hotels für Durchreisende und Neuankömmlinge präsentieren, Lebensmittelgeschäfte und schliesslich ein ambulanter Strassenhandel mit Obst und Gemüse, wie man ihn in vielen Gassen und Strassen des Viertels ohne jüdische Atmosphäre längst kannte. Doch diese Strasse, in der Zuckmayer den Schuster Wilhelm Voigt beim jüdischen Kleidertrödler Kracauer die zum «Hauptmann von Köpenick» notwendigen Voraussetzungen erstehen lässt, gewinnt erst dadurch ihren unverwechselbar ostjüdischen Charakter, dass neben dem Gewerbe das Gebet, neben dem Laden die Lehre zum Alltag

zählen. Keine Strasse, die so viele Betstuben versammelt wie diese, deren jede einer eigenen mitgebrachten Tradition folgt, sich absetzt gegen die nächstliegende, manchmal in Fehde mit der benachbarten liegt und doch zusammen mit allen anderen eine gedrängte Topographie der religiösen Strömungen des östlichen Judentums ergibt: man findet darunter ein «Stibel» des Dombrower Rebbe, dessen chassidische Tradition hier fortgesetzt wird; das Stibel der Anhänger des Seibuscher Raw, ein Radomsker Stibel mit dem Titschiner Rebbe, ein Polcsker Stibel, die Betstätte für die Anhänger von Raw Liebermann, des Kalischer Raw ... – Namen und Orte einer fremden Welt, deren schillernde Vielfalt sich nur dem erschliesst, der zu ihr gehört. Dem Aussenstehenden, ob Jude oder Nichtjude, ist sie so unverstänglich wie einem Europäer, der den afrikanischen Kontinent betritt. Er sieht nur Schwarze: schwarze Mäntel, schwarze Beinkleider, schwarze Hüte und schwarze Bärte.

Am Schabbath und erst recht an den grossen Feiertagen verwandelt sich das geschäftige Treiben der Strasse, der Lärm der holpernden Karren, das Klopfen und Hämmern aus den Werkstätten und die lautstarke Auseinandersetzung am Verkaufsstand in eine würdevolle Szenerie, wo jeder von seiner besten Seite sich sehen lässt und gesehen werden will; dann wird die Strasse zur Promenade. Während die Religion der assimilierten Juden, nur wenig unterschieden von den christlichen, sich in der prächtigen Synagoge und als Familienfeier äussert, vereinigt die ostjüdische Religiosität das muffige Dunkel einer ärmlichen Betstube und die Intimität der Familie unbekümmert mit der Publizität der Strasse. Am Freudenfest der Thora oder bei der Einweihung einer neuen Synagoge strömen die Menschen singend auf die Strasse, die Kinder froh, für heute dem Cheder, der Religionsschule, entronnen zu sein. Einmal im Jahr, nach dem Neujahrsfest, bewegt sich ein feierlicher Zug, Familie für Familie aus der Strasse, aus dem ganzen Viertel hinaus und hinunter zur Spree, um symbolisch mit Krümeln aus den umgestülpten Taschen alle Sünden ins Wasser zu werfen. Richtig in Aufruhr gerät die Strasse jedoch dann, wenn der

Besuch eines grossen Rabbiners aus Polen angekündigt wird, der mit seinem Gefolge wie ein Fürst empfangen zu werden pflegt, um für eine Zeitlang Hof zu halten.

Zwar gibt es in fast allen anderen Strassen des Viertels weitere Betstuben, Talmudschulen und Synagogen, aber ihnen kommt nur die Rolle von Planeten zu, welche um die Sonne der Grenadierstrasse kreisen. In diesen Strassen überwiegen die gänzlich säkularen Einrichtungen und Organisationen: sozialistische Klubs und zionistische Kulturvereine, Parteilokale, Lesehallen, Teestuben und Kindergärten.

Eine dieser Einrichtungen, die mehr als lokale Bedeutung erlangte, ja deren Ruf weit über Berlin hinausdrang, war das Jüdische Volksheim in der Dragonerstrasse (heute Max-Beer-Strasse). Während der schwärmerischen Entdeckung des Ostjudentums aus den Ideen Toynbees, Tolstois und der russischen Narodniki geboren und von vornehmlich westjüdischen Intellektuellen gegründet, zeigt die kurze Geschichte des Volksheims, die bis Ende der zwanziger Jahre währte, exemplarisch und jenseits aller jüdischen Fragen, wie sich unter den vorherrschenden Verhältnissen die Kombination von Sozialismus und Pädagogik entfalten muss: am Anfang steht ein revolutionäres Bekenntnis, dann werden die Kinder gesammelt und die Jugend organisiert, und am Schluss kommen die Reform der Sozialarbeit wie die Aspiranten auf eine Planstelle heraus.

1916 hielt Gustav Landauer die Rede zur Eröffnung des Volksheims, dessen Konzeption für eine geraume Zeit viele jüdische Intellektuelle anzog, die glaubten, aus der Beschäftigung mit ostjüdischen, oft verwehrten Kindern, zu den Quellen eines verschütteten Judentums zu gelangen. An den Gruppenabenden des Heims fanden politische, religiöse und pädagogische Diskussionen der Mitarbeiter statt, an denen, um einige wenige Namen zu nennen, die mit der Entwicklung dieser Institution im Scheunenviertel verbunden waren, Martin Buber, Salman Rubaschoff (der spätere israelische Staatspräsident Schar), Gerschom Scholem, Siegfried Lehmann (der Gründer des Volksheims), Gertrude Welkanoz (die

pädagogische Leiterin der Einrichtung) und viele andere sich beteiligten. Aber wie ein halbes Jahrhundert später in den Kinderläden die Kinder, wenn es gut abging, den hölzernen Aufklärungsversuchen der Eltern widerspenstig ihr Räuber-und-Gendarmspiel entgegensetzten, so dachten die von der Strasse aufgelesenen oder aus dem Cheder geholten ostjüdischen Kinder nicht daran, den beflissenen Vorhaltungen mittelständischer Juden, man müsse gesetzestreu leben und strikt koscher essen, zu folgen. Die Kinder und Halbwüchsigen, so ist in einem Resümee Ende der zwanziger Jahre nachzulesen, assen, was ihnen schmeckte.

Auch die Versuche, vermittelt über die Kinder ins Volk oder was sie dafür hielten zu gelangen, schlugen kläglich fehl. Die Arbeiter in der näheren Umgebung verhielten sich indifferent bis feindselig, heisst es in einem Jahresbericht. Den Verdacht, dass es dabei oft weniger um die Bekämpfung materieller Not als um die gefühlvolle und gesellige Behebung einer geistigen Obdachlosigkeit ging, wie sie heute als Selbstverwirklichung oder Selbstfindung propagiert wird, belegen die sarkastischen Anmerkungen, die Gerschom Scholem in seinen Erinnerungen dem Volksheim gewidmet hat: «Als ich zum ersten Mal ins Volksheim kam, bot sich mir ein seltsames Bild. Die Helfer und Besucher sassen auf den Stühlen; am Boden höchst malerisch um Gertrude, die Röcke höchstästhetisch drapiert, sassen die jungen Mädchen, unter denen ... Franz Kafkas Braut Felice Bauer war... ich war schockiert. Was mich umgab, war eine Atmosphäre ästhetischer Ekstase.» Scholem riet schliesslich dem Leiter des Unternehmens, er solle, statt sich mit «Unfug und literarischem Geschwätz zu befassen, lieber Hebräisch lernen und zu den Quellen gehen.» Auch Kafka, dessen Freund Max Brod mit Dichterlesungen im Volksheim zu Gast war, hat, wie seine Briefe zeigen, zwar mit grossem Interesse die Anfänge des Volksheims begleitet, gleichzeitig aber entschiedene Bedenken gegen die vom Volksheim intendierte Symbiose von Ost und West vorgebracht. Einige Jahre später hatten sich die vagen sozialistischen und kulturzionistischen

Vorstellungen des Volksheimkreises schon den strammen Ansichten der Jugendbewegung angenähert. Die diffuse Schwärmerei fürs Ostjüdische wurde verdrängt von der Begeisterung für Palästina, der Aufstieg aus dem Ghetto in der Auswanderung gesehen und die Vorstellungen vom Proletariat durch das Konzept einer Klasse von Pionieren ersetzt. Statt weiter Gedichte auswendig zu lernen, womit die ostjüdischen Kinder vorgeblich kultiviert werden sollten, wurden nun Fahrtenlieder gesungen und verbissene Wanderungen unternommen. Dazu konnte man keine kleinen Kinder mehr gebrauchen und schloss deshalb 1929 den Kindergarten des Volksheims. Die anderen Gruppen gingen umstandslos in der jüdischen Jugendbewegung auf oder wanderten nach Palästina aus, um dort neu zu beginnen, was fortzusetzen in Deutschland bald nicht mehr möglich war.

Das Scheitern des Jüdischen Volksheims war aber nur die Begleiterscheinung einer allgemeinen Niederlage, die mit den Rückzugsgefechten von Spartacus auch in den Strassen des Scheunenviertels besiegelt worden war. In der Zunahme zionistischer und hündischer Momente, die schliesslich im Volksheim dominierten, kam nur eine nationalistische Antwort auf die verlorene Revolution zum Ausdruck. Hatte die polnische Unabhängigkeit die polnischen Juden mit Pogromen begrüsst, so erhielten die Juden in Deutschland als Morgengabe der Republik die Leiche von Rosa Luxemburg. Mit ihrer Ermordung war das Schicksal der Demokratie wie das der Juden entschieden. «Schlagt sie tot, das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht» war die Parole der Totschläger, die durch jeden neuen Mord darauf hinwiesen, wie unauflöslich die Freiheit der Juden mit der sozialistischen Revolution verschränkt war und wie man sich beider entledigen konnte. Wahrscheinlich hatten die galizischen Einwanderer hinter dem Alexanderplatz nie etwas gehört von Rosa Luxemburg aus Zamosc, von Leo Jogiches aus Wilna, dem Jerusalem des Ostens, oder von Eugen Leviné aus St. Petersburg. Doch deren Mörder sorgten dafür, dass kein Ostjude sich mehr

sicher fühlen durfte. Bis 1923, als Tausende plündernd und misshandelnd durch das jüdische Viertel zogen, waren alle rassistischen Wahngelbte, alle Erniedrigungen, Beleidigungen, Verwünschungen und Drohungen schon in einer solchen Schärfe ausgebildet, dass die einzige Originalität der Nationalsozialisten nur noch darin bestand, dass sie wahr machten, wonach die Deutschen schon damals verlangten.

Die kurze Geschichte der ostjüdischen Einwanderung enthüllt den Nimbus, der das Jahr 1933 umgibt, als ausgemachten Schwindel. Dies Datum markiert keinen Einbruch, weder ein jähes Ende, noch einen abrupten Anfang. Als Unerwünschte, Rechtlose und politisch Anrüchige, die ihre Herkunft, wie ein Reichstagsabgeordneter sagte, schon durch ihre «körperliche Beredsamkeit» verriet, machen viele Ostjuden schon an der Grenze Bekanntschaft mit den Mitteln des modernen Staates, der Ausweisung und Abschiebung für sie bereithält, aber auch schon einen Ort, dessen schon damals geläufige Bezeichnung «Konzentrationslager» die kommenden Schrecken noch nicht verrät. Wer es nach Berlin schafft, kommt an gezeichnet als Schieber, Krankheitserreger, Mädchenschänder, Schmuggler und Schwindler, als Hausierer und Hehler, als Dieb, der, wie ein beliebiges Flugblatt formuliert, dem hungernden deutschen Volks das Mahl für seine Pessahmazzen gestohlen haben soll.

Sie ziehen in die Grenadierstrasse, die in Umkehrung der keiner Erinnerung mehr gewärtigen Bezeichnung aus dem frühen 19. Jahrhundert sich aus einer «Verlorenen Strasse» in eine Strasse der Verlorenen verwandelt.

IV.

Der Ostjude ist der Fremde par excellence. Seine Erscheinung erinnert gleichermassen an die Schandtaten der Epoche wie an ihre verspielten Hoffnungen. Freizügigkeit erscheint an ihm als das Schrecknis der Flucht, Freiheit als der Fluch der Vogelfreiheit, Individualität als bedrohliche Abweichung, das Versprechen der freien Assoziation als Gespenst der Staatenlosigkeit, die emphatisch verkündeten Men-

schenrechte zeigen sich als lächerlicher Plunder. Von Georg Simmel stammen einige der treffendsten Bemerkungen zur Phänomenologie des Fremden. Nicht zufällig sind sie in einer Zeit formuliert worden, als die xenophobische Ranküne gegen die osteuropäischen, vor der Rache des Zarismus nach der ersten Revolution flüchtigen Juden jenen völkischen Beiklang erhielt, der den Antisemitismus der liberalen Ära schliesslich zur paranoiden Weltanschauung ummodellieren sollte. Simmel, in den Augen seiner zu kurz gekommenen Neider die anstössige Verkörperung des Glücks, weil ohne Mühsal, war oft genug das Objekt jener inneren Ausbürgerungsversuche, welche vornehmlich an Geist und Geld, an Intellektuellen und Bankiers, erprobt wurden. Sie sollten der Freiheit ohne Verordnung, des Genusses ohne Anstrengung, der Zerstreuung ohne Achsel-schweiss, des Glücks ohne Macht nicht in Ruhe teilhaftig werden, solange die von Herrschaft Zugerichteten sich selbst den Wunsch nach Glück austrieben. Der Intellektuelle wie der Bankier, von der verstümmelten Wahrnehmung zu oft ausländischen anarchistischen oder plutokratischen Weltverschwörern verzeichnet, gemahnen zweifach an die verleugnete Sehnsucht der abgerichteten Massen. Wo immer inmitten des allgemeinen Unglücks auch nur der Anschein realisierten Glücks aufleuchtet, muss an seinen Trägern gestraft werden, was die Abhängigen sich versagen. Durch die Veräusserlichung zementiert fortwährend die Herrschaft ihre Risse. Andererseits entpuppt sich die in Regie genommene Erfüllung der geheimen Wünsche als konsequente Realisierung der krankhaften Wahrnehmung: die Nazis handelten nicht nur so, als gäbe es wirklich eine jüdische Weltverschwörung, sie versuchten ausserdem mit Erfolg, alle den Juden angedichteten Hirngespinnste für sich selbst wahr zu machen. Die Vernichtung der Welt wurde nicht länger von einem obskuren Rat der «Weisen von Zion» ausgeheckt, sondern planmässig vom deutschen Generalstab in Angriff genommen. Solange der dumpfe Groll gegen die Exponenten der Zirkulation drunten gehalten werden muss, weil die Herrschaft ihrer noch

bedarf, gibt alles andere, was weniger exponiert, aber doch auffällig genug ist, Anlass, in jenem sich selbst abzustrafen und auf Kommendes sich einzuüben. Und auffällig sind die Ostjuden.

Die deutschen Juden hatten nach und nach aufgehört, eine durch Gebräuche, Anschauungen und Sitten besondere Gruppe zu sein, was mit einem dem biologistischen Denken des 19. Jahrhunderts entlehnten Begriff, mit Assimilation, bezeichnet wurde. Dieser Prozess der Angleichung ans falsche Ganze, der die Juden in Deutschland zu oft wahnwitzigen Akten der Selbstverleugnung getrieben hat, ist auch nach der mörderischen Zerstörung der seit je illusionären deutsch-jüdischen Symbiose noch nicht zu Ende. Ossietzkys spöttische Verwandlung des «Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens» in «Centralverein deutscher Staatsjuden bürgerlichen Glaubens» findet in den Ehrenerklärungen, welche die Repräsentanten der Juden für deutsche Politiker im Austausch gegen ein Verdienstkreuz abgeben, eine späte und deprimierende Bestätigung.

Im fremden, doch anpassungswilligen Ostjuden erscheint fast greifbar, was die Zerstörungswut der Gleichgeschalteten auf sich zieht. An jenen ist noch nicht erloschen, was diese an sich selbst abgetötet haben; und im handgreiflichen Angriff auf die Insignien der Differenz, auf Pejjes, Bart, Strejmel, Kaftan und Scheitel, dem sadistisch aufgeheizten Vorspiel zur kalt organisierten Deportation, macht der Spieser Ernst mit dem schon immer aus seinem Munde bedrohlich klingenden Satz der Aufklärung, dass die Menschen alle gleich seien. Das hätte er gern. Regungslos und diszipliniert, erlaubt er sich im Pogrom die Regung, damit sie den Ostjuden ausgetrieben würde. Nur im nervösen Händegefuchtel und im schiefnasigen Grimassieren des antijüdischen Witzes kann sich die ohnmächtige Wut eine Karikatur von Ausdrucksfreiheit verschaffen. Die undressierte Mimik des Ostjuden, seine vermittelnden Gebärden, die an den anderen unter dem Zwang der Produktionsverhältnisse längst verstummt sind und als blosser Reflex wirken, fordern die unvermittelte Motorik heraus: auf die beredsame Gestik der Hände, das

Zeichen noch nicht erloschener Angst, reagiert die sprachlose Faust, deren Besitzer keine mehr kennen darf.

Georg Simmel hat in seinem «Exkurs über den Fremden» jene Unstetigkeit, Abweichung und Irritation, welche den populistischen Demokratismus ausser Fassung bringt, dass er «Überfremdung» schreit, ehe er zu Taten schreitet, präzise bezeichnet: «Es ist hier also der Fremde nicht in dem bisher vielfach berührten Sinn gemeint, als der Wandernde, der heute kommt und morgen geht, sondern als der, der heute kommt und morgen bleibt – sozusagen der potentiell Wandernde, der, obgleich er nicht weitergezogen ist, die Gelöstheit des Kommens und Gehens nicht ganz überwunden hat». Dieser Fremdheit, welche Simmel mit prophetischem Blick als Essenz jüdischen Daseins begreift, entspringt eine seltene Qualität, von deren Preis die Rede bereits war.

Diese Qualität, so bedeutet Simmel, sei gekennzeichnet durch eine Synthese von Nähe und Ferne, durch reflektierte Distanz, Beweglichkeit und Objektivität. Mit anderen Worten: die Träger derartiger Eigenschaften eignen sich nicht für den öffentlichen Dienst, sondern für die Rolle des Schuldigen, den jener braucht. Schon in einem Spottgedicht von Heine heisst es: «...Ausländer, Fremde sind es meist, die unter uns gesät den Geist der Rebellion...»

Nicht verwachsen, verwurzelt, verankert, nicht in der Erde festgemauert und auf keiner Grundordnung stehend, demonstriert die Anwesenheit des Fremden in seiner je besonderen Gestalt die eingebüssten Chancen auf Freiheit. Beweglich, weil auf der Hut, gelassen und engagiert zugleich, freischwebend, weil nicht an den Boden gefesselt, und den Horizont der Gesellschaft kühl ausmessend, vertrauenswert aber nicht vertraulich, blitzen in der Erscheinung des Fremden die Möglichkeit oder der Nachglanz des besseren Lebens auf.

V.

«Die heutigen Staaten sind das Grab der Völker. Staaten sind Kollektivbestien».

Alfred Döblin, Reise in Polen

Nur, in der Regel ist dieses teilweise Glück ein ganzes Unglück. Selten, dass einer freiwillig zum Fremden wird und selten, dass es ihm dabei gut geht. Am Flüchtling, der kollektiven Gestalt des Fremden im 20. Jahrhundert, scheitert die optimistische Theorie vollends, die besagt, der geschichtliche Prozess, der Fortschritt, produziere aus sich heraus die Mittel zur Lösung der von ihm verursachten Probleme. War dies schon zweifelhaft zur Geburtsstunde der bürgerlichen Gesellschaft, angesichts der Millionenzahl von Flüchtlingen, die seit dem Ersten Weltkrieg die elende und ständig anwachsende Manövriermasse der grossen Politik bilden, verwandelt sich jene Behauptung in uneingeschränkte Affirmation.

Die Freisetzung der historischen Potenzen der Arbeit setzte den freien Arbeiter voraus, frei von natürlichen Verwirklichungsbedingungen, befreit vom Despotismus der Natur und von der Natur des Despotismus. Irgendwo zwischen diesen blutig ausgefochtenen Voraussetzungen und den blutrünstig ausgefochtenen Resultaten, wo die Arbeiterklassen sich gegenseitig abgeschlachtet haben, lag, mittlerweile unauffindbar verloren, die Chance, den katastrophischen Gang der Geschichte zu wenden. Je näher wir der Gegenwart kommen, desto kürzer werden die spekulativen Verschnaufpausen zwischen Ursache und Wirkung, bis wir schliesslich in eine ununterscheidbare Abfolge kollektiver Untaten geraten.

In diesem ausweglosen Zirkel, den niemand so eindringlich beschrieben hat wie Hannah Arendt, sind die Flüchtlinge gefangen. Abgestossen von zerfallenden Nationalstaaten, deren Überlebtheit in den Chefetagen längst anerkannt war, ehe in Regierungskonferenzen über die Neuaufteilung der Erde verhandelt wurde, wird der millionenfache Beweis

für die Notwendigkeit, dass sich die tatsächlich zu einer Welt verwebten Menschen als *eine* Menschheit begreifen müssen, von einem Land ins andere verschoben, bis eines Tages entdeckt wird, dass die Heimat der Heimatlosen das Internierungslager, schliesslich das Konzentrationslager sein soll.

Mit den Heimatlosen, produziert im Schoss einer maroden Ordnung und doch, wenn auch im Gewand der Schande, nämlich der Rechtlosigkeit, einen vernünftigen Zustand der Welt antizipierend, entbindet diese zerrüttete Ordnung auch, was diese Antizipation verschlingt. Dem hochaktuellen Begriff «Bevölkerungsexplosion» nicht unähnlich, fallen Diagnose und Therapie in eins.

Jede Staatsgründung, jede Revolution und jeder Krieg im 20. Jahrhundert hat bislang Menschenmassen vertrieben, deren einziges Fehl darin bestand, nicht dass sie einer gestürzten Klasse oder einer besiegten Partei angehörten, sondern dass sie überhaupt existierten. Mit genau dieser Qualität, nur Menschennatur zu besitzen, wurden sie verjagt und ausgesetzt. Und nur Mensch zu sein, nichts weiter, das ist gar nichts; das wussten schon die Griechen sehr genau, für die alle Fremden Barbaren waren.

Die als Gipfel zeitgenössischer Humanität ausposaunte Maxime, dass ein Jude oder ein Neger auch ein Mensch sei, gerät unter diesem Aspekt zu einer doppelten Schamlosigkeit. Mensch zu sein ist, als würde man dem Affen bescheinigen, er sei ein Tier, es ist die unterschiedslose Bestimmung, die den Verhungerten in Indien wie die Hausfrau im Brigitte-Diät-Club umfasst. Jemandem attestieren, Mensch zu sein, kommt einer einverständlichen Todeserklärung gleich; jemandem unter den obwaltenden Umständen versichern, auch er sei ein Mensch, ist bestenfalls eine verachtungsvolle Geste und in den Augen des angesprochenen Negers sicher ein höchst fragwürdiges Verdienst.

An den Ostjuden wird frühzeitig vollstreckt, was die Völker vorgesehen haben als Strafe für die widerpenstige Eigenschaft, nicht in der überholten Dreieinigkeit von Territorium, Volk und Staat aufzugehen: als unerwünschte Minderheit, lästige Aus-

länder, rechtlose Fremde und verächtliche Staatenlose werden sie zum Strandgut einer Epoche; schliesslich wird der ganze Kontinent zum Totenschiff. Die in die billige Abbruchgegend hinter dem Berliner Alexanderplatz ziehen, dem ukrainischen Hetman entkommen oder von der polnischen Soldateska nur ausgeplündert, verwechseln vor lauter Dankbarkeit den Schlesischen Bahnhof mit den Piers von Manhattan oder dem Hafen von Dover. Weil das Geld für die Passage nicht reicht, halten sie das Scheunenviertel für Klein-Brooklyn, und so spricht sich die Grenadierstrasse bis in die entlegensten Dörfer Galiziens herum als sagenhafte erste Stufe zum Paradies, während die Deutschen schon laut darüber nachdenken, wie sie ihnen Schlimmeres als den neunten Kreis der Hölle bereiten könnten.

Einmal Emigrant, immer Emigrant lautet der böse Fluch, der, wo immer sie auftauchen, an ihnen hängt wie ein schlechter Geruch. Der Akzent, in welchem sie verlangen, wonach alle verlangt, nach einer gesicherten Bleibe, verrät den Einheimischen, an wem sie die Drohung, es möchte ihnen morgen ebenso ergehen, entkräften könnten. In jeder verweigerten Tür, in jeder Kündigung, in jeder polizeilichen Ausweisung, den kleinen Anweisungen auf den grossen Transfer in die Lager, wird insgeheim die erste Abschlagszahlung auf das eigene Schicksal verbucht.

Am Ende des Ersten Weltkriegs stehen sie im Nichts: die Minderheiten, die Flüchtlinge und die Staatenlosen. Der Wanderung der Völker ohne Staat effektiv zu steuern, ersinnen die Bürokratien der durch wechselnde Grenzen mit wechselnden Minderheiten konfrontierten Staaten ein ganzes Arsenal halb- und illegaler Zwangsmittel. Darunter Denaturalisierung und Entzug der Staatsbürgerschaft, Massnahmen, die zu den wirksamsten Waffen totalitärer Regime sich entwickeln sollten. Die Nazis haben, in früher Perfektionierung demoskopischer Mittel – die Regierung tut, was die Bevölkerung will, dass die Regierung befiehlt –, genau gewusst, dass sich keiner regen würde, wenn es gegen Menschen ging, die ausser auf ihr menschliches Antlitz auf nichts verweisen konnten. War erst einmal die juristische Person durch Entzug der Staatsbürgerschaft und an-

derer Rechte zerstört, dann erwies sich die Behauptung von den eingeborenen Rechten eines jeden Menschen als hohle Phrase; nur im Besitz sogenannter unveräusserlicher natürlicher Rechte waren die schutzlosen Individuen geradezu die personifizierte Einladung für den Schrecken. «Ihre Unbezogenheit zur Welt, ihre Weltlosigkeit ist wie eine Aufforderung zum Mord», schreibt Hannah Arendt über die Aporien der Menschenrechte, «wenn man sie mordet ist es, als sei niemandem ein Unrecht oder auch ein Leid geschehen».

Aber nicht erst 1933, als Flüchtling und Staatenloser meist identisch werden und die Nazis befriedigt zur Kenntnis nehmen können, dass die Hinausgeworfenen im Ausland als Auswurf ankommen, nicht erst mit der planmässigen Koordination der Willkür wankt die verlässlichste Bastion, in welcher der schutzsuchende Flüchtling sich verschanzen könnte; sie ist längst geschleift. Das Asylrecht, vom Anfang politischer Gemeinwesen herrührend und aus der Idee der solidarischen Gattung geboren, ist unter der Massenflucht im ersten Drittel des Jahrhunderts zusammengebrochen. Seine Anwendung ist, wie fast alle Artikel, die Ausländer betreffen, zu einer Polizeiangelegenheit geworden. Über diese Fragen hat sich die Polizei der verschiedenen Länder dahin entwickelt, wozu es die Arbeiterbewegung nie gebracht hat: zu einer wirklichen und effektiven Internationale.

Unter diesen Umständen hat sich, was dem Flüchtigen Schutz und Recht gewähren sollte, verwandelt in eine prekäre Gnade, der er jederzeit verlustig gehen konnte, denn Gnade ist nur das Schmunzeln der Willkür, eine Laune der Macht, die ihn beständig mit dem Schreckgespenst der Abschiebung bedrohte. Und Abschiebung in ihrer schlimmsten Form heisst nun auf paradoxe Weise Repatriierung, Rückverbringung in ein Vaterland, das keines ist. Damit wird Heimat zur Strafe für Heimatlosigkeit, sie erscheint gar als der äusserste Punkt der Fremde.

Das hat mit Entfremdung, die mittlerweile für jeden vegetativen Aufstoss der neuen Betroffenheit erhalten muss, wenig zu tun. Entfremdung nähme der

Fremde gern in Kauf, hätte er nur eine sichere Bleibe. Heimführung meint ihr genaues Gegenteil: für den politischen Flüchtling bedeutet sie den Weg aus einer unsicheren Freiheit in die sichere Unfreiheit, er zieht ein schäbiges Mehrbettzimmer in der Hirtenstrasse einer Einzelzelle in Warschau vor; für die anderen, die nicht ahnen, wie schnell der Pogrom, dem sie entronnen sind, in Deutschland zum Programm erhoben werden sollte, bedeutet Rückkehr die Wiederkehr des Elends, sie nehmen lieber gelegentliche Haussuchungen hin als ständige Heimsuchungen.

Dass der Staat den Zustand der ihm unliebsamen Ausländer nicht legalisiert und das Dasein der Staatenlosen nur widerruflich duldet, hat zwei bedenkliche Konsequenzen, die auch das Schicksal der meisten Ostjuden bestimmen: Es entsteht ein Vakuum der Legalität, das die Behörden mit administrativen Willkürakten anfüllen; darin findet am besten sich zurecht, wer angemessen reagiert und selbst zur Illegalität Zuflucht nimmt. Die zweite Konsequenz besteht in dem Umstand, dass aus der almosenhaften Gewährung des Aufenthalts jede Spur von Politik und Recht getilgt und die Flüchtlinge zu Sozialfällen erklärt werden. Für sie gibt es keinen Appellationsgerichtshof, sondern das Wohlfahrtsamt.

So ehrenhaft die Motive der Fürsorger auch sein mögen, so unerschöpflich sich Ligen und Hilfsvereine um den Flüchtling auch mühen, so zweifelsfrei ihre Erfolge in der Abwendung des schlimmsten Elends wie der unmittelbaren Ausweisung auch feststehen, als Objekt jüdischer Caritas bleibt die Lage des Ostjuden, vor allem des staatenlosen, zweifelhaft. Fürsorge kann ihm zur Winterkleidung, aber nicht zur Würde verhelfen, zur Erbsensuppe, aber nicht zur Einbürgerung; sie verschafft ihm durch einen Arbeitsplatz vielleicht kurzfristig Respekt, aber nicht dauerhaft sein Recht.

Misstrauisch beäugt von allen Parteien, Gegenstand vorurteilsgeladener Debatten in Kommunal- und Landesparlamenten und Angriffsziel einer teils virulent antisemitischen Presse, wird das Schicksal der Ostjuden vorübergehend in die Hände einer eigens dafür geschaffenen jüdischen Wohlfahrtseinrichtung

gelegt. Nichts gereicht mehr zur Schande der deutschen Revolution als der Willkommensgruss an die polnischen Juden: keine brüderliche Proklamation, sondern ein Erlass des preussischen Innenministers, der Flüchtlinge wie ostjüdischen Zwangsarbeiter auf die Fürsorge verweist. Diese Schande wird nur dadurch übertroffen, dass das jüdische Arbeiterfürsorgeamt mehr republikanische Gesinnung an den Tag legt als je eine deutsche Behörde. So machten die Ostjuden, als Schachfigur deutscher Kriegspolitik in Polen missbraucht, eine Erfahrung, die sie von dort und in einer bitteren Redensart zusammengefasst kennen: «Jak bieda to do zyda, po biedzie prec zydzie»; was soviel heisst wie, dass die Juden sich zum Teufel scheren sollten, wenn die Not, wegen derer man sie gerufen habe, vorbei sei.

Im Unterschied zur traditionellen jüdischen Wanderfürsorge, welche der Unterstützung der nur durchreisenden und nach Amerika emigrierenden Juden aus dem Osten dient, stehen die neugegründeten Wohlfahrtseinrichtungen unter dem Druck, gegen eine wachsende Feindseligkeit, den Bleibewilligen bei der Beschaffung von Papieren, Unterkunft, Arbeit und all den trivialen Voraussetzungen der Gesellschaftsfähigkeit zu helfen. Doch gegen die Übermacht der Verhältnisse, deren Spuren sie schon im Widerstand dagegen tragen, vermögen jene Anstrengungen nichts. Mit dem sicheren Gespür für die Tendenz, dass die Flüchtlinge die länger ansässigen Juden gleicher Nationalität wieder in Ostjuden und unter äusserer Einwirkung gar wieder in Flüchtlinge verwandeln könnten, kehrt die jüdische Sozialpolitik den Grundsatz der alten Wanderfürsorge um, der die Verschiedenheit der ausländischen Juden hervorhob, um ihnen möglichst beim Verschwinden zu helfen.

Die untrügliche Ahnung vom zwieschlächtigen Charakter der Assimilation, die nicht eliminierbare Angst, es könnte alles vergeblich gewesen sein, stand hinter der philanthropisch verbrämten Kälte und ging tiefer als aller sozialer Unterschied. Diese Furcht steht, nachdem sich in der 1916 staatlich verordneten Auszählung jüdischer versus nichtjüdi-

scher Soldaten jene Ahnung längst bestätigt hatte, als letzter Versuch, den Ungeist zu besänftigen, hinter den mit Produktivierungsmythen in Szene gesetzten Eingliederungsversuchen. Mehrere Tausend seien Bergarbeiter geworden, lautet eine Siegesmeldung, gerichtet an die Deutschen, die man besänftigen muss. Die Berliner Gemeinde richtet Kindergärten und eine neue Volksschule ein in der berechtigten Sorge, die Kinder hätten Schlimmeres zu ertragen in anderen Schulen als gelegentliche Püffe, aber doch auch in der Absicht, sie auf die Höhe der Assimilierten zu germanisieren. Nichts ist gründlicher verhöhnt worden als diese verzweifelte Gutwilligkeit. Sie kann die Scham nicht abstreifen, die andere nicht mehr haben dürfen. Als keine mehr da sind, haben sie selbst plötzlich galizische Gesichter.

Keine Heimat zu haben ist kein Unglück, wenn es Städte gibt, und deshalb ziehen die Ostjuden in die Grossstadt. Beide, Grossstadt und Ostjuden, tauchen als Bestandteil totalitärer Ideologie deshalb regelmässig zusammen auf, wenn es ums gesunde Leben und gegen den Asphalt, gegen die Entwurzelung, aber für das Dasein des Menschen als Rettich geht. Keinen Staat zu haben, weil einen dann kein Staat haben kann, ist allerdings ein Unglück, weil einen nämlich kein Staat will. Was vordem ein Kuriosum war, ein Mensch ohne Staatsangehörigkeit, wird nach dem Ersten Weltkrieg ebenfalls zur Massenerscheinung. Des notdürftigen Schutzes, den andere Flüchtlinge unter Umständen geniessen konnten, muss der Staatenlose von vornherein entbehren. Noch stärker das Objekt der illegalen Zwangsmassnahmen als die übrigen Flüchtlinge sucht er, am Rande der Legalität, jenen Zugriffen zu entgehen. Jede Polizei verstösst zwar bei seiner häufig bei Nacht und Nebel über die grüne Grenze durchgeführten Abschiebung gegen die Gesetze eines anderen Staates, er selbst aber ist hier wie dort eine nicht genehmigte Erscheinung, die unerlaubte Verkörperung der Gesetzlosigkeit. Die Empörung Clemenceaus, die Staatenlosen seien die letzten Sklaven Europas, ist schon überholt, ehe sie ausgesprochen wird; die Sklaven hatten es besser als die massenhaften Vorboten einer neuen Vogelfreiheit. Erst den Na-

zis gelingt es, diesen von ihnen vergrösserten Bevölkerungsteil deportationsfähig zu machen und ins wirkliche Niemandsland zu verschleppen. Der inkriminierte Zustand der Staatenlosigkeit illustriert zum ersten Mal einen bislang unbekanntem und paradoxen Sachverhalt, an ihr zeigt sich, dass absolute Rechtlosigkeit und vollkommene Unschuld zusammengehen können. Jene scheint die Strafe für letztere, wenn man diesen Zusammenhang bis in die Vernichtungslager verfolgt. Vorher war ein Minimum an bürgerlichen Rechten für den Rechtlosen offenbar nur um den Preis einer wirklichen Rechtsverletzung zu haben. Ein ordentliches Verbrechen bot wenigstens die Gewähr für ein ordentliches Verfahren, und ein schlecht gefälschter Pass, wie ihn die Polizei ab und zu bei einer Razzia gegen Ausländer gefunden hat, war kein Freibrief für eine heimliche Abschiebung, sondern eher eine wohlpräparierte Eintrittskarte in ein öffentliches Gerichtsgebäude.

Widerrufflichen Schutz gegen die tausendfältigen Schikanen fanden die Ostjuden nur auf der Schattenseite der Gesellschaft oder im Rampenlicht, an den Örtlichkeiten, wo sie die Polizei umgehen konnten, oder dem Ort, wo sie die Polizei umging. Das wird von der kurzen ostjüdischen Geschichte des Berliner Scheunenviertels bezeugt, wo manchmal beides seinen Ausgang nahm: die Kellerkarriere eines Unbekannten wie die Bühnenlaufbahn eines Jesajah Ben Aron Gronach aus Galizien, den wir als den Schauspieler Alexander Granach kennen.

VI.

Wer sich auf die Suche nach den Spuren des Ghettos begibt, stösst immer wieder ins Leere. Nichts ist geblieben, ausser der Ärmlichkeit der Häuser. Jede Strasse des Viertels wie ein lückenhaftes, unansehnliches Gebiss, jedes Haus ein steinerner Sozialfall. Jede Fassade ein graues löchriges Tor, das keinen Blick auf die Vergangenheit preisgibt. Armselige Verwandte der protzigen Schabigheit, welche sich in der Innenstadt breitgemacht hat, kennen diese Häuser nur die nämliche monotone Auskunft: Es hat

eine Geschichte gegeben, es gibt keine Geschichte mehr.

Noch über seine Niederlage hinaus präsentiert sich in diesen Strassen der Nationalsozialismus als heimlicher Sieger der Epoche: Es soll auch keine Erinnerung mehr geben. Wenn verschwunden war, was irgend an sie erinnern konnte, dann waren die Umgebrachten mehr als tot, dann hatten sie nie gelebt. Und getötet wurde deshalb auch nicht jemand, sondern was, wie die Bezeichnung «Phantomurteil» eines zum Ministerpräsidenten aufgestiegenen Nazirichters verrät. Diese Gebäude, die mehr nicht enttäusern, als worin ihr Zweck auch schon erschöpft ist, nämlich in abstrakter Behausung, sie stehen als hässliches Zenotaph des Eingedenkens; in ihren zerschundenen Mauern ist unentzifferbar die innehaltene Erinnerung, deren Exponenten man liquidiert hat, zerbröckelt. Irgendwann wird ein letzter und anstössiger Rest in der Grenadierstrasse verschwinden, drei hebräische Buchstaben, ein absurdes Menetekel des Gedächtnisverlustes. Wie in einem Palimpsest ist an einer Hauswand das Wort «koscher» zu entdecken, ein merkwürdiges Relikt, nicht ausradiert wie jene, denen es als untrügliches Zeichen ihrer Verschiedenheit galt. Man wird es verputzen und wetterfest übertünchen, und damit die rissigen Monumente, die für die Anthropologie nach Auschwitz, für den universellen Verlust der Erinnerung stehen, ihre letzte und bloss diffuse Verstörung verlieren, wird man die Reste adrett renovieren. Auch hier verlangen die Arrivierten nach poliertem Trödel. Schon gilt unter Akademikern und Künstlern eine Wohnung oder ein Haus im Scheunenviertel als schicker Ersatz für die Isolierzelle im Wohnblock.

Aber noch ist die Gegend zwischen Münzstrasse und Linienstrasse ein unangenehmer Schmutzleck auf der massgeschneiderten City. Sie lässt, wenn dem Fremden sich überhaupt etwas erschliessen kann, nur den etwas von ihrer anrühigen Vergangenheit ahnen, der sie bereits kennt. Ansonsten hängt der Geruch von Sagrotan und Braunkohle in den engen Strassen. Dass wer nichts weiss auch nichts erfahren wird, ist eine richtige Einsicht, die allerdings kaum weiterhilft bei den Annäherungsversuchen an die

Geschichte des Viertels als einer Stätte des verrufenen Vergnügens, des obskuren Geschäfts, der roten Laternen und des Schwarzhandels. Im Unterschied zu den bruchstückhaften schriftlichen Zeugnissen jüdischer Existenz im Viertel findet über jene andere, wer will, eine ganze Menge. Doch das Terrain bleibt auch in diesem Fall der blinde Spiegel, welcher die Projektionen selbst des kundigen Betrachters verschluckt. Die Gegenstände verharren stumm gegen die Überredungen des an ihrer Geschichte Interessierten. In ihnen, den alten Häusern und Strassen des Viertels, scheint als Resultat vergangener Zeit und gleichermassen als Voraussetzung der Gegenwart ein Umstand versteinert, der die Wahrnehmung zutiefst verstört: die Dinge geben nichts mehr preis. Die zu einem grauen Tableau erstarrte Szenerie entbindet in ihren einzelnen Elementen keine warnende Auskunft, aber auch keine tröstende Versicherung. Und so gleichen, angesichts der taubstummen Verweigerung der in Umwelt verwandelten Welt, die Versuche, der Geschichte zwar nicht auf den Grund, doch auf die aus dem Dasein der Dinge nicht mehr dechiffrierbare Spur zu kommen, einem eher mysteriösen Unterfangen. Sie können nurmehr als paradoxe Expeditionen beschrieben werden, als archäologische Unternehmen, die, wie weiland Forschungsreisende auf geplünderte Grabkammern gestossen sind, beim Graben auf lauter Hohlräume und -löcher treffen. Diese Leerstellen kann der Expeditionsteilnehmer nicht auffüllen, allenfalls kann er sie, dem Verschwundenen nachsinnend, zu einer flüchtigen Skizze des Verlustes verweben.

Gegen dieses abgründige, einer spiritistischen Sitzung nicht unähnliche Spiel, tote Gehäuse mit unerlösten Geistern zu bevölkern, tritt, als wäre nichts gewesen, unverdrossen die vorgeblich progressive Lokalgeschichte auf. Weil das Ganze keine Wahrheit mehr zulässt, sucht sie im Kleinen das Richtige. Sie lügt sich ihren Hausschatz zurecht, mit dem die Gegenwart dann weiterwuchert bei den neuen Hinterhoffesten, die schon zur Verbrüderung mit dem Blockwart getaugt haben; sie schwört auf die kommunikative Hausgemeinschaft, als habe es nie eine verschworene Volksgemeinschaft gegeben; die Lin-

ke entdeckt, nachdem ihr die Welt egal ist, die Heimat und das Volkslied; sie stöbert der, wie es modisch heisst, Geschichte von unten nach, als hätte es dergleichen ausser Doubletten dort verbindlich gegeben; sie betreibt emsig und empirisch «oral history», um vom Immergleichen entzückt zu sein; sie kramt beim kleinen Mann nach grossen Gesten, und manchmal knüpft sie dort an, wo es nicht weit war, dass man aufgeknüpft wurde: in der besinnungslosen Besinnung auf die Geschichte hat die deutsche Frauenbewegung den Fackelzug wiederentdeckt.

Von diesem unheilvollen Optimismus setzt sich ab, was man als geschäftige Melancholie bezeichnen könnte. Sie wird angedreht bei der Entdeckung einer verwaschenen Fewa-Reklame über dem Laden eines kleinen Seifenhändlers, der absehbar seine Waschmittel im Kaufhaus besorgen muss; sie entzündet sich an jeder zerbrochenen Putte und an jedem Meter wegrasierten Stucks, ohne je des Katastrophischen gewahr zu werden, das dem Alten wie dem Neuen innewohnt.

Im Scheunenviertel müssen wir nun die Häuser, die keine Schicht ihrer Vergangenheit entschälen, mit Gespenstern bevölkern, damit wir erfahren, was zum unterschiedslosen Memento heruntergekommener Mietshäuser sich versteinert hat.

Von den ostjüdischen Flüchtlingen, die oft doch nur flüchtig hier Quartier nehmen konnten, zeugen keine Spuren. Auch der Versuch, ihnen durch ein unvollständiges Mosaik disparater Elemente in der Erinnerung Gestalt zu verleihen, bleibt hilflos. Anders, wenn auch nicht besser, steht es mit den Einheimischen. Keiner geht dort heute mehr zwielichtigen Geschäften nach, und abends stellt sich nicht mehr jene anrühige Betriebsamkeit ein, die alle Stätten des zweifelhaften Amusements tagsüber vermissen lassen. Auch nach Einbruch der Dunkelheit sind die Strassen trostlos menschenleer. Was früher als heimlicher Sperrbezirk galt, scheint nun mit einer unheimlichen Ausgangssperre belegt, wo einst schummrige Licht hinter den Fenstern zu schnöder Unterhaltung und Geselligkeit animierte, da stehlen sich die Menschen heute infolge einer

noch erinnerten oder schon antizipierten Verdunklungsordnung nach Hause, um ihren Alleinunterhalter anzuschalten.

Immerhin lässt sich ohne grosse Mühe die Geschichte des Scheunenviertels als der muffigen Schattenseite der Grossstadt, als des Schrottplatzes der vorgeblich goldenen zwanziger Jahre andeuten; es fehlt nicht an Gestalten und Ereignissen in Büchern und Zeitschriften, mit Hilfe derer die tote Szenerie von der Einbildungskraft für einen kurzen Augenblick belebt werden könnte. Ausserdem begegnet man bei der Suche nach Geheimnissen der Gegend, die heute keine birgt, ab und an jenen verhärteten Alten, die, den Häusern gleich, darauf vorbereitet zu sein scheinen, auch noch die nächste Katastrophe zu überstehen. Gesichter, die nichts erkennen lassen als gefrorene Dauer. Zum geschwätzigem Mitteilungsdrang der neuen Innerlichkeit bieten die hartgesottenen Rentner das exakte Gegenstück: sie reden sich nichts von der Seele; schon sie besitzen keine mehr. Was man zu Gehör bekommt: durchschnittliche deutsche Lebensläufe. Der ehemalige Wirt einer Kneipe, die ihren Namen erhalten hat nach dem weissen Elefanten der Likörfabrik Mampe und seit bald hundert Jahren im selben Eckhaus bis heute bewirtschaftet wird, erzählt, dass er am Schabbath nach gegenüber oft ein Fässchen Bier geliefert habe. Gegenüber war das Stibel der Dombrower Chassidim, aber das zu wissen kann man von einem Wirt nicht verlangen. Er macht keinen Unterschied zwischen frommen Juden, die am Schabbes zu Hering und Nüssen sich ein Bier genehmigen und den Leuten, die bei ihm einkehren, Juden wie Nichtjuden; er kennt nur Kunden, sonst niemand. 1933 beginnt er, Unterscheidungen zu treffen und wird Parteimitglied. Als eines Tages bei ihm SA-Leute barsch das Bier mit der Bemerkung zurückweisen, aus den Gläsern hätten bestimmt schon Juden getrunken, entgegnet er, sie seien frisch gespült. Mit dieser Geschichte könnte er in Westdeutschland als entschädigungsberechtigter Widerstandskämpfer gelten.

Jedoch, das jüdische Element ist nur eines neben den sogenannten wirklichen Elementen. Die Betstube,

umgeben von Bierschänken, die dunklen Mäntel inmitten dunkler Erscheinungen, Juden in der Nachbarschaft von Luden, nebeneinander die Frommen und die Frechen, Schächter und Schuffte, auf der selben Etage Heilige und Huren, Synagogenverein und Ringverein, mit einem Wort: hier präsentiert sich ein ganzes soziales Ensemble, zu einem trüben Amalgam vermengt, in welchem mit Vorliebe das Vorurteil zu fischen pflegt. Von der erzwungenen prekären Nähe ist nicht weit zur Identifikation von Rabbinern und Schlawinern. Andererseits, und das werden nur verbohrte Philosemiten leugnen, zwingt die Logik der beständigen Entrechtung, wie wir sie als charakteristisch für die Lage der oft staatenlosen Exilanten beschrieben haben, genügend Ostjuden zu Reaktionen, die dem Vorurteil neue Nahrung zuführen.

Vor allem ostjüdischen Charakter jedoch ist das Scheunenviertel, ähnlich der kriminellen Gegend um den Schlesischen Bahnhof, für die Zeitgenossen eine Enklave ihrer eigenen Karikaturen, das Binnenland der Ausgebürgerten. Es erinnert die gute Gesellschaft unangenehm an die eigenen, mühsam verborgenen Triebe, an jenen Naturzustand, von dem der frühe Philosoph der späten bürgerlichen Ordnung, Hobbes, gesagt hat, er sei nur durch eine Art Gewaltvertrag zu überwinden. Deshalb ist das Viertel in ihren Augen vor allen Dingen ein Beweis für die Notwendigkeit der Polizei. Ihr verdanken wir, dass wir eine pointillistische Vorstellung jener Zustände erhalten, in denen, wie Walter Benjamin geschrieben hat, die der Bürgerwelt homogene Welt des Ganoven zu einer Metamorphose sich anschickt, an deren Ende nicht der im Zuchthaus landende Zuhälter, sondern der in Zucht genommene Kleinbürger steht.

Hervorgetan hat sich dabei als Polizeidichter in einer Stadt, die seit jener Zeit durch die höchste Polizeidichte der Welt sich auszeichnet, jener bereits eingangs zitierte Ernst Engelbrecht, Kriminalkommissar und Leiter der Streif- und Fahndungsmannschaft des Berliner Polizeipräsidiums. Mit lockerer Feder und dosierter Empörung hat er ein längst verschwundenes Panoptikum skizziert, zu dem er selber gehörte. Wenn Adorno über die Zeichnungen Zilles

sagte, sie klopfen dem Elend auf den Popo, so gilt für die jovialen Causerien von «Kinder der Nacht – Bilder aus dem Verbrecherleben» oder «Berliner Razzien», dass sie dem Ganoven in die Seite knuffen. So grossspurig und auf das sensationslüsterne Publikum schielend der Titel «Auf den Spuren des Verbrechertums» einen exotischen «Streifzug durch das grossstädtische Verbrechen und seine Schlupfwinkel» verspricht, so vertraut und fast lebenswürdig, mit erhobenem Zeigefinger, doch nicht belehrend, mit grellen Farben, doch nicht erschreckend, schildert er beinahe altväterlich die Schurken des Viertels und deren Treffpunkte, die Kaschemmen und Kellerkneipen. Engelbrechts kriminalistischen Feuilletons eignet etwas vom überholten Tonfall der Moritat, die deshalb auch nur augenzwinkernd vorgetragen wird. So eindringlich das Scheunenviertel als «gefährliche Brutstätte des Verbrechen» ausgemalt wird durch die Warnung vor dessen berüchtigten Inkubationsherden, der «Münzglocke» in der Münzstrasse, dem ebenfalls dort befindlichen Tageskino «Biograph-Theater», dem nahegelegenen «Cafe Mexiko», dem «Guten Hapen» in der Schönhauser Strasse («das bekannteste und besuchteste Massenlokal der Berliner Verbrecherwelt»), so drastisch verworfen die Grenadier- oder Mulackstrasse auf den ersten Blick erscheinen, familiär und versöhnlich wird es allemal, wenn der Kommissar von den lichtscheuen Gestalten im «Albert-Keller» der Weinmeisterstrasse, irgendeiner Katakombenkaschemme in der Auguststrasse oder im «Blauen Strumpf» in der Linienstrasse wie ein alter Bekannter freundlich begrüsst wird. Engelbrecht, kein Edgar Wallace, dessen damals schon erfolgreiche Krimis das internationale Flair besaßen, das der Berliner Unterwelt fehlte, eher ein Kriminaler der alten Schule als ein detective der Neuen Welt, und schon gar nicht die Vorwegnahme seiner eigenen Nachfolger, denen Unterwelt, Kommunismus und Juden eins wurden, beschreibt wie ein müder Conferencier das schmutzige Milieu von Strolchen und Spitzbuben: «Die Kaschemme der alten Ganoven. Sie ist in der Mulackstrasse. Über der Tür eine Tafel mit der harmlosen Aufschrift «Bier-

quelle». Drei Steinstufen führen in den bedrückend kleinen Raum, in dem nicht mehr als drei Tische, eine Bank und ein paar klapprige Holzstühle vorhanden sind. Hinten befindet sich das Büfett, ein kahler Ladentisch, und hinter ihm die Wirtin, die aus einer grossen Flasche Brennspiritus in Gläser schenkt.» Das war wirklich nicht der Ort, der als schillernde Kulisse einer legendären Gangsterkarriere dienen konnte. Auch hier nur der sehnsuchtsvolle Blick nach Amerika, dem Himmel der Unsterne. Nichts vom steilen zwielichtigen Weg nach oben, sondern krumme Touren in dunklen Hauseingängen, keine Seidentapeten und Chintzessel, sondern schon damals abbröckelnder Putz und billiger Schnaps. Immer auf der Hut, Haken schlagend durch die finsternen Gassen, über Dachböden, durch Kellerwohnungen und Hinterstuben wird das kleine Licht der geschobenen Schieber im nächstbesten Hinterhof ausgeblasen, es sei denn, das Schicksal schleudert die abgerissenen Aufreisser aus dem jämmerlichen Kreislauf von Münz-, Weinmeister-, Joachim-, Linien- und Grenadierstrasse hinaus vor einen Richtertisch in Moabit und dann nach Tegel oder Plötzensee. Selten dass einer aus dem anrühigen Milieu sich hinaufhangelte an einer Glückssträhne ins Halbseidene des Berliner Westens. War von jeher der wahrhaft reiche Kriminelle der Bewunderung sicher, welche ihm die bürgerliche Umwelt, wenn auch widerwillig, zollte, für derlei einverständliche Komplimente bot das Scheunenviertel keinen Anlass. Im Erfolg des grossen Gauners sah der Wirtschaftsmagnat wie der Staatsmann insgeheim das System der wirklich freien Konkurrenz bestätigt; Einfallsreichtum, Initiative und Durchsetzungsvermögen des Gangsters erinnerten sie daran, mit welchen Waffen ihre Grossväter angefangen hatten. Nichts davon in den trüben Strassen hinter dem Alexanderplatz, die erst nach Einbruch der Dunkelheit und nachdem die fliegenden Händler ihren dürftigen Schnitt gemacht hatten, jenen Gestalten zur Bühne wie Zuflucht wurden, deren individuelle Chancen auf den grossen Coup gleich Null waren.

Während in den Elendsvierteln von New York oder

Chicago die Rackets die gewinnträchtige Vielfalt proletarischer Zerstreuung von der illegalen Buchmacherei bis zur Prostitution zügig in Regie nahmen und sich allmählich zu Unternehmungen mauserten, deren Management dem eines Industriekonzerns in nichts nachsteht, wirkte das Milieu im Berliner Osten seltsam antiquiert. Schon die Namen seiner Protagonisten, die der schriftstellernde Kommissar des Berliner Polizeipräsidiums fast zu seinen intimen Freunden rechnet, klingen merkwürdig hausbacken und verraten vergleichsweise wenig Gefährlichkeit; ein «Popel-Adolf» wird höchstens einer geizigen Zimmerwirtin den Hals durchschneiden, und ein «Mücken-Paul» kassiert allenfalls ab in einer der zahllosen schäbigen Absteigen in der Dragonerstrasse.

Am Big Knockover der rivalisierenden amerikanischen Gangs flatterte stets ein Bündel exotischer Namen, Trademarks käuflicher Killer, die den letzten Lebensabschnitt bürgerlicher Geschichte ganz wörtlich nach der polemischen Bemerkung von Marx gestalten wollten: Je ein Kapitalist schlägt viele tot; schliesslich ging es um Lizenzen, Konzessionen, Prozente, Kurse, ganze Branchen und deren Absatzgebiete.

Die Eigentümer leutseliger Spitznamen hingegen besaßen meist nichts ausser diesem und die für einen kleinen Bruch erforderlichen Werkzeuge und Fertigkeiten. Die manchmal unvermeidliche Leiche trug selten ein seidenes Hemd, in Hinterhöfen wurden kleine Päckchen mit Valuta verschoben, aber keine Aktienpakete, kein Tross von Leibwächtern und Anwälten war mit von der Partie. Alles in allem ein Terrain, das keinen Meyer Lanski hervorbrachte, weil die Verhältnisse seiner nicht bedurften, sondern vielleicht einen anonymen Moische Pufeles, keinen Lucky Luciano, sondern den weniger anonymen, aber ebenso fiktiven Franz Biberkopf. Gerade dessen animalischer Trott durch die Strassen, Kneipen und Wohnungen, den Döblin in «Berlin Alexanderplatz» zu einer Studie über den Sozialcharakter des Deklassierten montiert hat, zertrampelt das gemütliche Nebeneinander von Warenhaus und Trödel, von Amüsierkaserne und Kaschemme. In den

Fugen und Ritzen dieser Ungleichzeitigkeit, die Walter Mehring im «Kaufmann von Berlin» als das Aneinandergrenzen von Altkleiderhandel und Propaganda kennzeichnet, nistet auf Abruf jenes Gemisch aus Überhangmenschen, Abgebauten, Unverwendeten, Ausgesteuerten und Abgestiegenen, mit einem Wort: der Mob, der schon im November 1923 mit dem Feldgeschrei «Deklassierte aller Klassen vereinigt euch!» marodierend durch das Ghetto gezogen war.

Tagsüber an den Spieltischen vor dem Zentralen Arbeitsnachweis in der Gormannstrasse versammelt er sich allabendlich an den Schanktischen des Viertels, verstärkt durch eine aus allen Stadtteilen in die Kneipen, Keller und Kaschemmen hineindrängelnde bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, lauter kleine Existenzen, die zu allem bereit auf ihre grosse Stunde warten, abrufbereite Fürsorgeempfänger, die nichts sehnlicher wünschen, als Befehlsempfänger zu werden. Der Mob, schreibt Hannah Arendt, die ihm entkommen konnte, sei eine längst bekannte Erscheinung; es habe ihn schon immer gegeben, damit die Geschichte jenes Quantum Brutalität und die gesellschaftlichen Kämpfe jenes Gran Entmenschtheit enthielten, welche die Vernunft nie vergessen liessen, dass es sich um Vorgeschichte handelt. Neu sei hingegen die Organisierung der Deklassierten, jene Verschränkung von Politik und Verbrechen, die sich in der Unterwelt an der Figur des Gangsterbosses und seiner blind gehorchenden Gefolgschaft vorgebildet fände.

Im Scheunenviertel aber gibt es weder Al Capone noch die Camorra, weder den capo di tutti i capi noch die Familie. Eher geht es familiär zu, dumpf gesellig und nach der Satzung eines Vereins. Die sogenannten Spar- und Ringvereine, die deutsche Organisationsform der Unterwelt, zünftige Gebilde in einer unzünftigen Zeit, sie verleihen dem amorphen Zulauf der Hergelaufenen in Zuhälter- und Schränkervereinigungen mit altfränkischen Namen wie «Felsenfest», «Immertreu», «Deutsche Eiche» und «Treff As» eine erste, wenn auch fast noch behäbige Form.

Im Berliner Osten reicht sie aus, dem Spiesser jenes Frösteln zu verabfolgen, ohne welches die Sünde

Ausschweifung und nicht beklemmende Anstrengung wäre: neben den notorischen Etablissements für schlüpfrige Unterhaltung, Hinterstuben mit Witwenbällen und Nackttänzen, pornographischen Kabarett und Damenkneipen kommandieren die Ringvereine Tausende von Geheimprostituierten. Seit der Inflation werden die aufs Pflaster Geworfenen, die sich nur am Tresen wieder aufrichten können, zusehends zum Objekt der Politik. Ein Jahrzehnt später hat sich herausgestellt, dass der Mob, nun unter Kuratel gestellt, nicht der aufmüpfige Abklatsch einer zusammenbrechenden Gesellschaftsordnung gewesen ist, sondern im Gegenteil das Schmiermittel ihrer Stabilisierung; auf jenen spekulierten die Kommunisten zuweilen, mit letzterem rechneten die Nationalsozialisten immer.

Die rebellische Hörigkeit der Zukurzgekommenen fand in den mit militärischer Disziplin organisierten Rollkommandos ihren vollendeten Ausdruck: dem Betrachter von Photographien, welche Strassenschlachten, Kneipenprügeleien und Veranstaltungstörungen zeigen, fällt es reichlich schwer zu unterscheiden, wer auf wen eindrischt. Zu einer merkwürdigen Kenntlichkeit haben die kaum unterschiedenen Uniformen sich vermengt. Der Grund dieser Täuschung, die keine ist, liegt in der unterschiedslosen Vergötzung des Volkes, der ersten Stufe, gemeinsame Sache mit dem Mob zu machen. Deshalb war es, aus der Perspektive der Gosse betrachtet, oft reiner Zufall, in welcher Uniform einer zwar nicht sein Recht, sondern nach Selbstdarstellung verlangte. Aus dem Kehricht einer zersetzten Ordnung geformt und vom Odem des nächstliegenden Parteilokals angehaucht, erwachte der Wechselwähler unruhiger Zeiten, der Wanderer in einer Welt zwischen zwei Kaschemmen, der kollektive Tyrann. Auch das Scheunenviertel, immer Hinterhof und politisches Hinterland zugleich, blieb in diesem Prozess, worin die Politik für eine geraume Zeit gemeinsame Sache mit dem Mob machte, weil sie ihn für das Volk hielt, auf seiner eigenen und damit auf der Höhe der Zeit. Nach der Novemberrevolution Schauplatz der erbitterten Rückzugsgefechte der Revolution, tauchte in

den Vorgeplänkeln der Nazi Herrschaft aus Asylen und Bouillonkellern jenes gemischte Gelichter mit den bekannten Gefühlen auf, das nun, straff organisiert, so lange Angst und Schrecken verbreiten durfte, bis Mord und Totschlag zum Regierungsprogramm erhoben und dessen Durchführung in die Hände unbestechlicher, emsiger und charakterfester Beamter und Angestellter gelegt werden konnte.

Am Abend des 14. Januar 1930 wird die Gastwirtschaft «Bär» in der Dragonerstrasse 48 zum Tribunal über einen Abwesenden, und wenig später serviert das Puffmilieu einen grossen Märtyrer. In jener Kneipe, Treff der sogenannten Sturmabteilung-Mitte der KPD – die terminologische Anpassung an den Gegner erfolgte nach dem Verbot des Rotfrontkämpferbundes –, beschliesst eine Handvoll Männer, die Billardpartie abzurechnen, kurzen Prozess zu machen und jemandem, wie sie später vor Gericht aussagen, eine «proletarische Abreibung» zu verpassen. Die Zeitumstände und die beteiligten Personen – nebenbei Mitglieder des Ringvereins «Immertreu» – berücksichtigt, handelte es sich bei diesem pädagogischen Kampfbegriff um vorsätzlichen Totschlag. Die Runde hört sich die entrüsteten Klagen einer aufgeregten Zimmerwirtin an, die ihren Untermieter loswerden möchte und genau weiss, warum sie gerade hier ihr Herz ausschüttet: es geht um den abgebrochenen Jurastudenten Horst Wessel, den Anführer eines Nazi-Schlägertrupps, und dessen Braut, eine ehemalige Prostituierte aus der Münzstrasse.

Wenige Stunden zuvor war einige Ecken weiter, in der Joachimstrasse, ein Kommunist erschossen worden. Und auch deshalb machen die Männer sich umstandslos und eingedenk des Parteileitsatzes «Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft» auf den Weg in die Grosse Hamburger Strasse. Sie treffen Horst Wessel dort.

Der unter anderen Umständen belanglose Abtritt eines pausenlos marschierenden Vorstadtstrizzis gerät aber in diesem Fall zum wirkungsvollen Auftritt eines hinkenden Gauleiters. Goebbels gewinnt die propagandistische Schlacht mit der Roten Fahne um

den Nachweis, wer von beiden, Täter oder Opfer, der abgefemtere Kerl gewesen sei, spielend, nachdem die Kommunisten ihr angeklagtes Mitglied als «Zuhälter und Polizeispitzel» zum Frass hingeworfen haben. Hingegen, wie in einer vorweggenommenen Farce auf den Stalinismus, beteuert der des Mordes angeklagte Albrecht Höhler, im Milieu Ali genannt, seine Treue zur Kommunistischen Partei. Es nützt ihm wenig, er ist wegen Diebstahl, Zuhälterei und Meineid kräftig vorbestraft und kommt aus der Mulackstrasse. Das Elend kennt keine Klassen, aber immer noch jemanden unter sich. Und die Mulackstrasse ist im Scheunenviertel das Unterste – bis man die Juden dazu macht.

Für den grossen unverzeihlichen Fehler, die falsche Stammkneipe gewählt zu haben, und für den kleinen, aber gewichtigeren Umstand, dass ein Verbrecher die eigene Ehre findet, indem er vor Gericht die verlorene Ehre der Kommunisten zu retten sucht, für diese Anmassung, einen Augenblick er selbst zu sein, erschlägt die SA Ali Höhler bei einem Gefangenentransport im Frühjahr 1933 auf bestialische Weise. Zu dieser Zeit sind Horst Wessel und sein SA-Marschlied schon zum unverzichtbaren Bestandteil des nazistischen Öffentlichkeitsrituals avanciert.

Hatte die nationalsozialistische Propaganda, nach dem Grundsatz je lauter desto wahrer, schon immer behauptet, dass die ermordeten Spartakisten Führer der Unterwelt gewesen seien, dann schien es bloss logisch, dass eine wirklich anrühige Existenz zum Nationalheros aufsteigen konnte. Nur momentane Undurchführbarkeit hielt wohl die Nazis davon ab, gleich alle Strassen, Gebäude und Plätze in Horst-Wessel-Gedenkstätten zu verwandeln; aber am Bülowplatz, wo Demonstranten fast noch den Leichenwagen gekippt hätten, demonstrierten sie perfektionswütig, wie sie sich Deutschland als Sperrbezirk vorstellten, in welchem eine ganze Nation auf den Strich ging: Horst-Wessel-Platz (Bülowplatz), Horst-Wessel-Haus (KPD Zentrale Karl-Liebnecht-Haus), Horst-Wessel-Strasse (Weidinger Strasse), Horst-Wessel-Theater (Volksbühne). Und damit ihre Kinder einst wissen sollten, die El-

tern hätten von nichts gewusst, gaben ungefähr eine halbe Million ihren Söhnen den Namen Horst.

VII.

«Dann habt ihr ein Grab
in den Wolken da liegt
man nicht eng.»
Paul Celan, Todesfuge

In den angezündeten Synagogen verbrannte auch die bis zum Äussersten gehegte Illusion vieler deutscher Juden, dass es nicht gegen sie, sondern gegen die anderen aus dem Osten ginge. Jedoch, der Feuerschein erhellte eine Szene, aus der die anderen schon fast alle verschwunden waren. Die brennenden Bethäuser waren die grelle Manifestation des Antisemitismus, dass er sich bei der Vertreibung der Ostjuden keiner Ausschreitung schuldig gemacht habe, sondern dass es aufs Ganze ginge, unterschiedslos. Im Augenblick, als es nur noch zufällig verschonte polnische Juden in Deutschland gab, wurden alle deutschen zu polnischen Juden.

Wieviele unter den Tausenden aus dem Scheunenviertel waren, die 1938 vor der grossen Pogromnacht an die polnische Grenze deportiert oder über diese hinweggejagt wurden, weiss man nicht. Wenige Jahre später wurden die Vertriebenen wieder bürokratisch eingesammelt und umgebracht.

Flüchtlinge hinterlassen kaum Spuren, aber ein untrügliches Zeichen doch dort, wo die Flucht ein Ende haben muss und sie zur ersten Ruhe gelangen: auf dem Friedhof. Wer heute über die jüdischen Friedhöfe in Weissensee wandert, der wird einer Gewissheit inne, die ihm beim Gang durch das Scheunenviertel nie zuteil wird. Denn im Verfall der jüdischen Gräber und der sie, weil niemand mehr da ist zur Pflege, wild umwuchernden Natur, erscheint noch der Verlust wenigstens des eigenen Todes, den jene nicht mehr hatten, die in den Vernichtungslagern ermordet worden sind.

Sie zu vergessen, die keinen Grabstein haben, ist nach Auschwitz die eigentliche Friedhofsschändung.



Auf dem jüdischen
Friedhof Weissensee

Gustav Landauer

Ostjuden und deutsches Reich. Zu Juden gesagt.

Solchen deutschen Politikern, deren erste Regung in dem Augenblick, wo ihnen das jüdische Problem entgegentritt, nichts anderes ist als auf «Massnahmen» zu sinnen, sollte, meine ich, der Jude weiter nichts zu sagen haben; sowie tiefere, allgemein menschliche Erwägungen heraufwollen, verschliesst uns der Stolz den Mund. Humanität und Menschlichkeit sind entwertete Worte, weil sie Bittelworte sind; Worte, die, wo kein Recht mehr ist, Gnade anrufen. Darum eben war es etwas so Gewaltiges, dass die Revolution die Menschen-Rechte ausrief, als unveräusserliche Rechte, die jeder von Geburts wegen besitzt, weil er Menschenantlitz trägt; diese Revolution ist aber bisher noch nicht fertig geworden und selbst solche Verträge zwischen den Völkern Europas, die bloss ein bisschen Menschlichkeit auf die Stufe des Rechtsanspruchs heben wollten, sind in unsern Tagen wieder zerrissen worden. So möge man verstehen, dass ich, was jetzt noch folgt, nur zu Juden gesagt haben will.

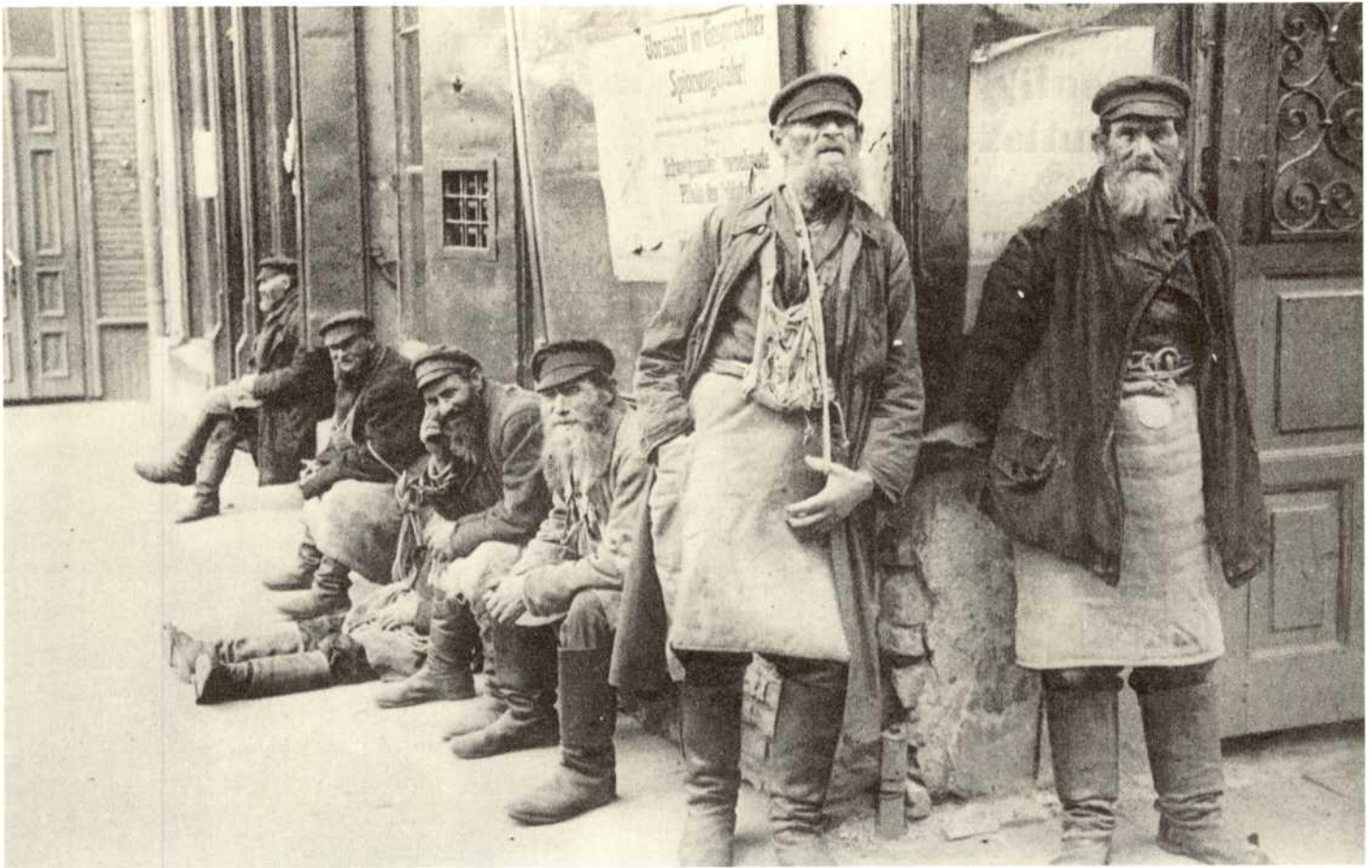
Unter uns gesagt, es ist nicht bloss wahrscheinlich, sondern offensichtlich, dass die deutschen Bevölkerungspolitiker Fritz, Heinze und Delbrück, die jetzt die Juden wie ein Karthagergespenst vor dem Osttor stehen sehen, dieses wimmelnde wehrlose Heer keineswegs bloss wegen seiner Kläglichkeit in der Gegenwart, sondern wegen der Möglichkeiten fürchten, die in diesen Menschen schlummern.

Von den Möglichkeiten fürs Künftige aber lasset uns zusammen noch ein Wort reden! Sie dünken mich wichtiger als die arge, arme Gegenwart dieser Unglücksmenschen; wichtiger auch als die wichtigen Pläne zu Kolonisation und Autonomie, weil das Verborgene wichtiger ist als das Oberflächliche und die Erneuerung wichtiger als alle Reformen, die vorausgehend oder folgend in ihrem Dienste stehen.

Wichtiger ist diese Möglichkeit als das, was gemeinhin Wirklichkeit heisst, weil wirklicher:

was noch nicht da, noch nicht nach aussen herausgekommen ist, aber nach Anlage und Bereitschaft innen wartet und sich dem Wachstum entgegenspannt, ist eine leibhaftere Wirklichkeit, als das gespensterhaft unsinnige Treiben und Getriebensein dieser armen Menschlein, die so in Lage und Verhältnisse hineingebannt sind, dass sie all in ihrer Groteske mehr Marionetten der Umstände als Schmiede ihres Schicksals heissen dürfen. Mehr oder auch weniger Wohlmeinende, deutsche Juden, die jetzt im Krieg allererst mit Juden aus östlichen Gemeinden in umständlichere Berührung gekommen sind, sprechen mit Entsetzen und Grauen von der Gesunkenheit und dem Schmutz, den sie antrafen. Und nicht wenige gibt es, die laut oder leise sagen, nichts Schlimmeres könne den zivilisierten Juden Westeuropas geschehen, als die Überflutung der Gebiete, in denen sie selbst eine so ansehnliche Stellung einnehmen, mit diesen Stammesgenossen, deren sie sich schämen. Und selbst wenn diese jüdisch-feldgrauen Besucher Galiziens, Polens, Litauens keinen Zweifel an der Hebungsmöglichkeit dieser Tiefstehenden hegen, wenn sie sich vorstellen, dass Myriaden neuer Anwärter für die Laufbahnen auf den Gebieten des Handels, des Bankfachs und der Börse, der Rechtsanwaltschaft-, Arzt- und Zahnarztpraxis in den nächsten Jahrzehnten etwa in Österreich und Deutschland sich einnisten könnten, wird ihnen recht bange vor diesem *embarras de richesse* in mehrerlei Hinsicht: ihre eigene Assimilation ist noch keineswegs so befestigt, dass ein neues Anschliessen willkommen sein könnte, und sie fürchten, gerade wenn sie in ihrer Art weitblickend und staatsmännisch sind, nicht eigentlich die Konkurrenz, sondern den verstärkten Ausbruch von Feindseligkeiten gegen neue und alte jüdische Bourgeoisie.

Nicht aber von diesen Möglichkeiten sei hier gesprochen. Eine Entwicklung in dieser Richtung, die freilich, nicht zu leugnen ist's, auch durchaus möglich ist, würde ich, gerade heraus sei's gesagt, als ein noch weiter gehendes Herunterkommen betrachten. Der Jude, der im Ghetto einen kleinen und schmierigen Handel treibt, ist genau derselbe Typus wie



Wilna galt als das «Jerusalem des Ostens» und war das Zentrum der jüdischen Arbeiterbewegung.

Die Aufnahme zeigt den Arbeitsnachweis vor dem Stadttheater in Wilna.

der, der auf breiterer Stufe und mit dem erforderlichen Bildungsstoff versorgt von nichts als dem Händlergeist besessen ist. Der Jude aber, der seinen gemeinen Alltag immer wieder abbricht, um sich, wenn auch in mechanisch gewordenen und verderbten Formen, alle paar Stunden dem Höchsten zuzuwenden, der in sein Geschäftsjahr die Bräuche des Ritus und den hohen Festtagen die tiefe Beugung vor dem Ewigen hineinbringt, steht gerade dadurch auf höherer Stufe als sein mit Bildungsfirnis überstrichener Bruder in der westlichen Grossstadt, der statt Religiosität in irgend einer Form nur noch – mehr für die weiblichen Familienmitglieder als für sich – Romanlektüre, Theatermode und Kunstgeschwätz hat. Ihnen tut gerade so Erneuerung not als ihren östlichen Brüdern; ihre aber ist schwerer! Der Ostjude dieses Schlages ist wie er ist, und ist schlimm genug; um den entsprechenden Westjuden aber steht's schlimmer, weil er Ehrfurcht nicht einmal in der niedrigsten Gestalt, dafür aber Schein, Getue und Bildungsheuchelei hat.

Zu verzweifeln ist jedoch nicht, sondern Grosses, Schönes und Reines zu hoffen. Mit den emanzipierten Juden ist gemacht worden, was jener Romanheld mit dem schönen Zigeunermädchen tat, das er auf der Strasse aufblas: er schaffte es in ein Pensionat, liess dem Kind schnell den Bildungsstoff höherer Töchterschulen einpumpen und war späterhin sehr betrübt, als sie sich seiner Wohltaten unwürdig zeigte und sich recht gemein benahm. Er hätte es anders anfangen müssen. Habt ihr schon einmal Zigeuner gesehen? Ich rede gar nicht von dem edleren Teil dieses Volks in den ungarischen Steppen; ich meine unsre unausrottbaren Wanderzigeuner, die von einer Dorfbehörde der andern, von einem Kreis dem andern zugeschoben werden. Ich sehe sie gern an und kann mich von dem Anblick schwer losreissen. Bin ich wie Eulenspiegel, der im Aufwärts das Abwärts, im Abwärts das Aufwärts empfindet, wenn da immer wieder das Gefühl, das sichere, in mir wach wird und ruft: Welch eine Hoffnung, Welch ein Trost für die ganze Menschheit! Mag doch, was an Beziehungen der Gemeinheit zwischen ihnen, zwischen ihnen und uns hin- und hergeht, sein, wie es

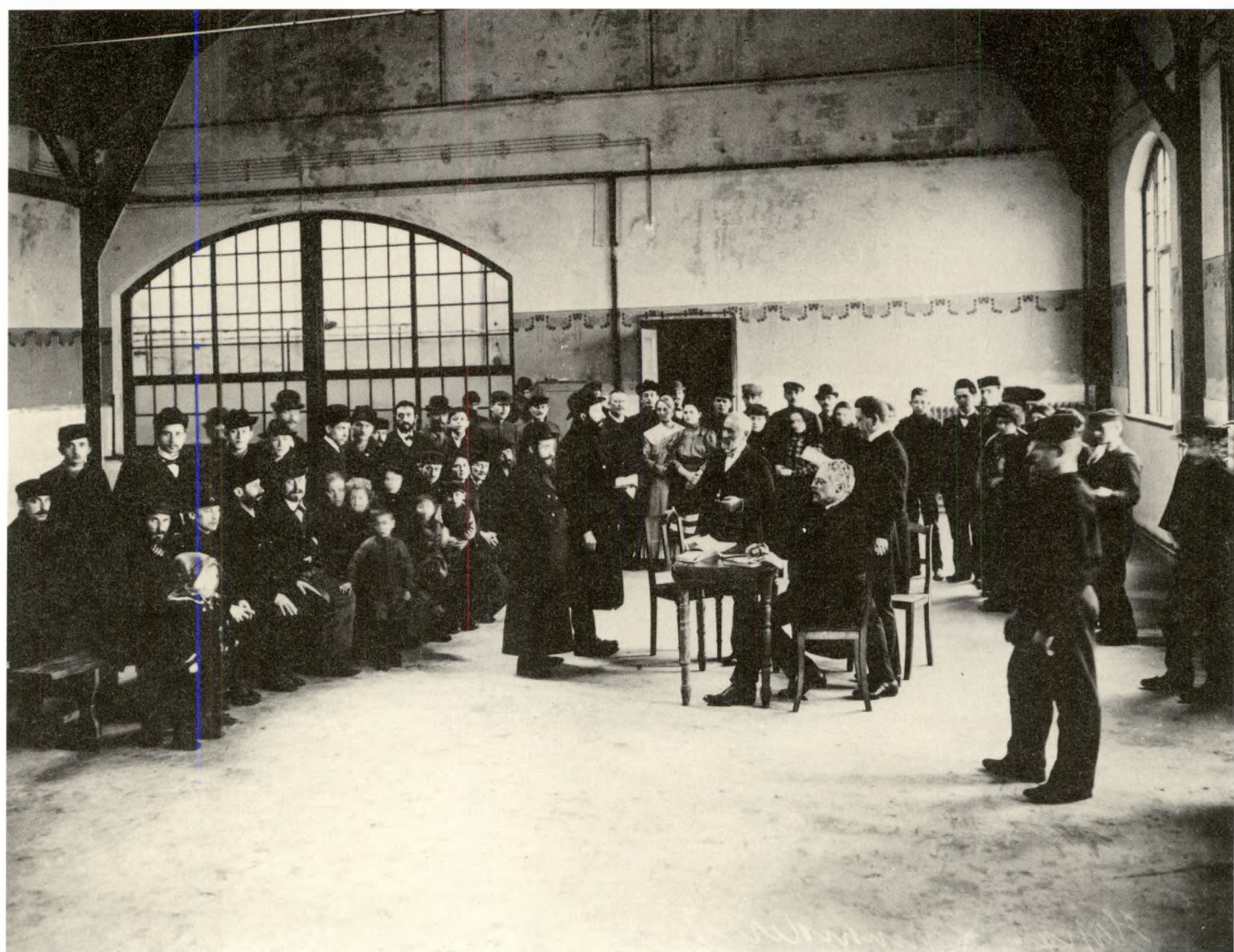
will und muss; aber dieses Physiognomische, dieses Unaustilgbare, was an Schönheit der Leiber, der Haltung, der Augen, des Ausdrucks hinter dem Zufallsausdruck, den das Einzelschicksal gemacht hat, in fester Prägung uralte lebendigen Erbtums leibhaft da ist: die Möglichkeit! Oder man gehe weiter und stelle sich einmal einen Gewohnheitsverbrecher des ganz und gar abstossenden Typus vor, und nun denke man an diesen selben Menschen, wie er als kleines Kind rosig da lag und mit seinen Zehen spielte und zum ersten Mal lächelte. Vergegenwärtige man sich alles Scheussliche und Entmenschte, was es unter zivilisierten Völkern gibt und denke daran: kein Mensch unter all diesen Ausgestossenen und Enterbten, der nicht einmal in der Wiege oder auf Stroh oder auf Lumpen zum ersten Mal gelächelt hätte!

Noch weiter: man gewahre nach elend und niederträchtig vollbrachtem Tagewerk diese selben Menschen, die einst mit reinem, holden Lächeln zum Leben erwachen wollten, auf ihrem letzten Lager: wie jedes Kind ohne irgend eine Ausnahme von der sanften Innigkeit der menschlichen Seele einmal erstrahlt, so ruht auf dem Antlitz eines jeglichen Toten die Erhabenheit und der Stolz des im langen Leben der Menschheit herangezuchteten Geistes, der starr und streng von seinen Begegnungen mit dem Schicksal berichtet.

Sehr alt ist die Menschheit; sehr viel hinter sich gebracht und in sich gebracht haben all ihre Völker; und wahre Wirklichkeit in der Anlage der Menschen insgesamt ist die Seele und Geisteshoheit, die in ihren Zügen und ihrer Haltung Erbe geworden ist. Das ist die unsäglich tiefe, reiche, frohe Trosteshoffnung und gewisse Verheissung für alle die, die sich wahrhafte Bildung, Umbildung, Entwicklung, Erweckung des geheimnisreich Seienden zur Aufgabe gesetzt haben. Nichts liegt an den paar Jahrhunderten oder Jahrtausenden der Entwürdigung und Verkommenheit oder des Bildungsscheins und polierten und polizierten Schiffs; das ist alles obendrauf geblasene allerdünnste Haut aus Schmutz oder Schmelz und muss für jede Generation neu als Milieu wiederholt werden, um als Schein eines Erb-



Die deutsche Armee trat als Befreier der Juden in Polen auf, um sie doch nur zur Zwangsarbeit zu rekrutieren. Das Photo zeigt deutsche Soldaten, die in einem jüdischen Haus Quartier nehmen.



Das Photo zeigt den
Abfertigungsraum für
jüdische Auswanderer in
den Hallen der
Hamburg-Amerika-Linie
im Jahr 1909.

tums zu wirken. Wahr ist zwar, dass die allermeisten Menschen, wenn sie nur ihr erstes Lebensjahr in dieser überlieferten Umgebung verbringen, ihr fast rettungslos verfallen sind; wahrer aber ist, dass das echte Erbe tiefer sitzt und noch gar nicht angefressen ist, und dass es noch für nichts zu spät ist. Eine ungeheure Aufgabe also wartet unser an unserm Volke! Ich hoffe doch, meine Leser haben, während ich aufforderte, Zigeuner und Zuchthausbrüder vor Augen zu sehen, zwischendurch immer schon die von Würde und Ehrwürde umflossenen Gestalten östlicher Juden und die Seelenanmut ihrer Kinder auftauchen sehen. Ich wiederhole gern: Würde, Ehrwürde und Anmut; so scharf ich weiss, womit sie sich abgeben, wie sie sich benehmen, womit sie sich genügen lassen, so klar schaue ich in der leiblichen Erscheinung ihrer Seelen die Möglichkeiten, zu deren Erweckung und Erziehung wir berufen sind. Wir empfinden sie in all ihrer Verkleidung von Natur wegen als unsre besonderen Brüder, wenn wir nicht allerschlimmst Verkleidete selber geworden sind. Wir empfinden in ihnen wie in uns, trotz allen Hüllen und Masken der Zivilisationsverderbnis verschiedener Stufen, die Verwandtschaft mit dem Geiste des Pathos und der Prophetie, und wissen, dass die Schlaueit der Östlichen wie die witzige Intellektualität der Westlichen nur herabgekommene Geistigkeit ist. Was Martin Luther 1523 von den Juden, nicht von den alten Hebräern, sondern von den getretenen Juden seiner Zeit und Umgebung mah-

nend gesagt hat: «Wir (Christen) sind nur Schwäger und Fremdlinge, sie (die Juden) sind *Blutsfreunde und Brüder unseres Herrn*», – das wollen wir für unser eigenes Tun und Planen an uns und unsern Brüdern im Sinne tragen, während wir den Beratungen deutscher Politiker zuhören, was für Massnahmen gegen jene, in Wahrheit gegen uns alle, getroffen werden sollen. Denn das sei zum Schlusse noch gesagt: bilden wir uns ja nicht ein, dass, wenn wir im rechten Geiste unsre Einheit mit dem gesamten Judentum zur Tat werden lassen, wir Westlichen es seien, die da hülften, und jene Östlichen, denen geholfen würde. In aller hoffnungsvollen Demut vielmehr wollen wir erkennen, dass Rettung, Aufschwung und Erneuerung der gesamten Judenschaft grimmig not tut, und dass wir dem Schicksal innig zu Dank verpflichtet sind, wenn es uns die Gnade gewährt, dass die Not der Ostjuden in all ihrer Grässlichkeit unsre eigene wird.

Nichts Besseres könnte uns zuteilwerden, als dass wir uns in dieser europäischen Menschheit, wie sie jetzt ist, als ganz Fremde, Verlassene und Verstossene fühlten. Und am Ende wäre es auch gut für diese europäische Menschheit, deren ererbte Hoffnungsfülle und deren Gesunkenheit eine andere, aber nicht minder grosse ist wie unsre, wenn wir es in ihr, wie sie jetzt ist, nicht mehr aushielten. Es wäre nicht das erste Mal in der Geschichte der Menschheit, dass Ausgesetzte und Flüchtlinge zu Pionieren, dass Davonläufer zu Vorläufern geworden sind.

Martin Beradt

Ephraims Ankunft in Berlin NO 54

In jedem Fall erkannten Ephraims Eltern ihre Aufgabe, den Sohn zu einem grossen Mann zu machen. Die Voraussetzungen für seine Laufbahn, natürlich als Kaufmann, waren erst zu schaffen. Sie waren in Piaseczno nicht vorhanden, aber vielleicht in Warschau, vielleicht in Łódź.

Sie entschieden sich nicht für die eine, nicht für die andere Stadt, sie entschieden sich überhaupt nicht für den Osten, ihre Entscheidung fiel für Berlin; Deutschland stand in ihren Augen hoch, vor allem stand Polen in ihren Augen sehr viel tiefer. In Deutschland konnten Juden um das Jahr 1927 in jedes Amt gelangen, konnten vor allem als Kaufleute sich frei entfalten. In Polen wurden einige Juden höhere Beamte, Lokomotivführer aber, Schaffner und Briefträger durften sie nicht werden; sie drängten in diese unteren Stellen, aber man liess sie nicht hinein. Man sah lieber zwei bis drei Millionen Juden erstickten in unsäglich bescheidenen Handwerken, in einem Handel, der eine Karikatur seiner selbst war. Sechs Juden rissen einem Verkäufer die alte Hose aus der Hand; hinterher machte sie den Weg durch alle sechs Läden – ach, das waren keine Läden, es waren Verschlüge und Regale.

Auch anderen ging es in Polen schlecht, die Bauern bekamen ruinöse Preise, so mancher Gutsbesitzer

war bloss ein armer Teufel, aber die jüdische Not war doch die grösste. Es gab wohlhabende Juden, gewiss, aber was wollte das besagen? Man brauchte nur in Warschau über eine Seitenstrasse des Nalewki zu gehen oder der Franziskanka, über den Nowo Woluwkie, in Wilna durch die Rameiles-, durch die Jatkewergasse, so wurde die Lage einem klar – man durchwanderte einen Pferch, ein Gewühl des Irrsinns: Strassen, Höfe, Häuser wimmelten von Juden, barsten von Juden, platzten von Juden, alles Ärmste der Armen, ein verelendetes Geschlecht, in Gefahr, am nächsten Tage zu verkommen; ein Schritt und man trat ein Kind nieder oder einen Vater, der beschäftigungslos umherstand, die Hand im langen Bart, die Gedanken bei Gott oder bei einem Geschäft mit entfernt winkendem Verdienst von zwei, im besten Falle vier Groschen. Nein, Frajims Eltern hätten sich schon deshalb für Berlin entscheiden dürfen, weil es in Deutschland lag. Zwar hatte in Deutschland schon damals eine Partei gegen die Juden Drohungen ausgestossen, aber nie, so glaubten selbst die deutschen Juden, würde sie die Übermacht gewinnen, viel weniger je ihre Drohungen wahrmachen. Frajims Eltern entschieden sich für Berlin noch aus einem zweiten Grund. In Piaseczno erzählte man sich sagenhafte Dinge von New York, man sprach geradezu von einem Paradies des Reichtums, und Berlin lag auf halbem Weg dorthin.

Internationales Familienpensionat

== LEVY. Berlin. Artilleriestrasse 13. ==

Schneider's Hotel

בשר Restaurant בשר

Berlin C., Königstrasse 39. Haus 1. Ranges.
Am Bahnhof Alexanderplatz.

Elektrisches Licht. — Fahrstuhl. — Zimmer von Mk. 2,00 an.



Wirklich traf Frajim Feingold zu Beginn des Herbstes 1927, an einem wenig schönen Tag, in der deutschen Hauptstadt ein. Er kam unmittelbar aus einer Judengasse von Piasieczno und wusste genau, in welche Gasse er hier zu gehen hatte; es gab nur eine. In Amsterdam gibt es ein Viertel für Ostjuden, in New York füllen sie ganze Stadtteile, in London lange Strassenzüge. Hier, in einer Stadt von vier Millionen Einwohnern, einer der grössten und bedeutendsten der Welt, waren so ausgeprägt nur wenige Gassen; die wichtigste betrat er. Dreitausend Menschen hatte sie bisher beherbergt, jetzt sollte es einer mehr sein.

Der Kaftan

Viele Juden, die noch nicht lange den Kaftan abgelegt hatten, trugen ihn als eine Art von Busse. Es beschwichtigte ihr Gewissen nicht, zu sagen: man kann nicht mehr im Kaftan gehen, im langen Kleid, die Zeiten haben sich geändert, wie will man sonst Geschäfte machen, in Berlin, der fortgeschrittensten Stadt der Welt? Denn kaum haben sie das gesagt, so tauchen vor ihnen die Gestalten ihrer Väter auf, ihrer Grossväter, alle gekleidet in den Kaftan und alle sprechen: Israel, du bist wohl ein so grosser Mann geworden, dass du nicht mehr gehen kannst wie deine Väter gingen? So trugen die Juden hier den Gehrock. Ein Gehrock ist nicht dasselbe wie ein Kaftan, aber fast dasselbe, wenigstens der dunkle, doch sind auch hechtgraue zu sehen, tabakbraune, hellblaue. Israel, seiner Väter eingedenk, trägt einen schwarzen Gehrock. Sein Gehrock schlägt Falten auf dem Rücken, ist abgeschabt und nicht selten schmutzig. Schmutzig sollte er nicht sein, aber im übrigen trifft er das Richtige. In manchen Stadtteilen mag man gut angezogen sein müssen; in der Gasse nicht.

Alexander Granach

Wie in Lemberg

Eines Tages rief der Mann im Arbeitsnachweis eine Hilfe in einer jüdischen Bäckerei in der Grenadierstrasse aus, wo Bedingung war, dass man Barthes flechten konnte. Er rief sehr viele Nummern aus, die diese Kunst nicht verstanden. Dann wurde meine Nummer ausgerufen, und ich nahm die Arbeit an. Man erklärte mir, wie ich in das Scheunenviertel käme, und plötzlich war ich mitten in Berlin in einer Gegend wie Lemberg. Lothringer Strasse, Schönhauser Tor stieg ich aus. Grenadier-, Dragoner-, Mulackstrasse, Ritterstrasse, Schendelgasse – da gab es noch keinen Bülowplatz, keine Volksbühne. Kleine, enge, finstere Gässchen mit Obst- und Gemüseständen an den Ecken. Frauen mit bemalten Gesichtern, mit grossen Schüsseln in den Händen strichen herum, wie in der Zosina-Wolja-Gasse in Stanislau oder in der Spitalna in Lemberg. Viele Läden, Restaurants, Eier-, Butter-, Milchgeschäfte, Bäckereien mit der Aufschrift «Koscher». Juden gingen umher, gekleidet wie in Galizien, Rumänien und Russland. Die keine Geschäfte hatten, handelten mit Bildern und Möbeln auf Abzahlung. Man ging hausieren mit Tischtüchern, Handtüchern, Ho-

senträgern, Schnürsenkeln, Kragenknöpfen, Strümpfen und Damenwäsche. Andere wieder gingen von Haus zu Haus, alte Kleider kaufen, die dann Grosshändler aufkauften und an die alte Heimat lieferten. Die meisten aber in dieser Gegend waren Arbeiter und Arbeiterinnen, die in den Zigarettenfabriken Manoli, Carbaty oder Muratti beschäftigt waren. Da war auch ein reges gesellschaftliches Leben. Die Frommen hatten verschiedene Gebetshäuser, nach ihren Sekten, nach ihren Rabbis benannt. Da gab es Zionisten aller Schattierungen, da gab es Sozialrevolutionäre, Sozialisten, den «Bund» und Anarchisten. Es gab auch Theater und Sänger. Im Königscafé in der Münzstrasse trat der Komiker Kanapoff auf. Und das Restaurant Löwenthal in der Grenadierstrasse, nahe der Münzstrasse, hatte eine Bühne und spielte Theater. Da traten kleine Schauspieler und Statisten auf von den guten Theatern in Russland, Rumänien, Galizien und priesen sich mit Riesenlettern und Klischees auf den Plakaten als berühmte internationale Stars an. Mein Freund und ich mieteten uns eine Schlafstelle in der Lothringer Strasse am Schönhauser Tor, wo wir acht Schlafburschen in einem Zimmer schliefen. Ich bekam Arbeit bei Scholem Grünbaum in der Grenadierstrasse und fühlte mich bald zu Hause in diesem Berlin.



«... da gab es noch keinen
Bülowplatz, keine Volks-
bühne.»
Abriss im Scheunenviertel
1906. Auf der freien Fläche
wurde die Volksbühne
errichtet.





Alexander Granach als Shylock in Shakespeare's «Kaufmann von Venedig». Kiew 1936

«Granach suchte das Ghetto oft auf. Nicht nur, um sich dort für seinen Shylock inspirieren zu lassen – er galt als einer der besten Shylock-Darsteller. Offensichtlich fühlte er sich heimisch im Ghetto. Vor noch nicht allzu langer Zeit hatte er dort als Bäcker gearbeitet und sich auf seinen Schauspielerberuf

vorbereitet. Manchmal probierte er aus, ob er sein Bäckerhandwerk noch beherrschte. Er stieg dann in den Bäckerkeller seines früheren Chefs, der ihn menschlich behandelt hatte. Seine erste ausbeuterische Chefin schnitt er, oder er betrat eigens ihren Bäckerdelen, um ihr einige Grobheiten zu sagen. Das bereitete ihm Vergnügen.

Granach stammte ebenfalls aus Galizien. Als neuntes Kind armer Leute musste er

schon mit zehn Jahren mithelfen, den Unterhalt zu verdienen. Sein Vater zog mit der grossen Familie auf der Suche nach dem täglichen Brot von Kleinstadt zu Kleinstadt. Der pfiffige, aufgeweckte Junge aber strebte in die weite Welt. Über viele Stationen gelangte er nach Berlin. Hier packte ihn die Theaterleidenschaft. Er war ein urwüchsiges Talent, vital, springlebendig, ein Komödiant, ein Besessener. Zweimal liess er sich seine krummen

Beine brechen, zweimal nahm er äusserst komplizierte Operationen auf sich, deren Ausgang mehr als ungewiss war, nur, um auf der Bühne stehen und bestehen zu können. Und sollte die Operation nicht gelingen, hatte er vor, sich eine Kugel in den Kopf zu jagen. Zum Glück gelang sie.»

Mischket Liebermann

Gustav Landauer

Über das Jüdische Volksheim.
Landauer an seine Tochter.

19. Mai 1916

Meine liebe Lotte!

[...] Gestern ist das Jüdische Volksheim in der Dragonerstrasse eröffnet worden, und ich habe da zur Eröffnung in einer in sich geschlossenen Form meinen Schlussvortrag über Sozialismus gehalten. Es war eine grosse Menge Menschen gekommen und in drei oder vier nicht zu grossen Zimmern drängten sich an

die 200 Menschen. Ein paar junge Leute haben da mit verhältnismässig geringen Mitteln etwas ganz Reizendes geschaffen. Die Wohnung ist ganz entzückend ausgestattet, wohltuend, traulich und ernst zugleich. Es sollen da Studenten, Kaufleute, Arbeiter beiderlei Geschlechts zusammenkommen, zu belehrenden Gesprächen und Vorlesungen; Mütter werden beraten; ein Kinderhort ist da, und zwei Stuben werden als Werkstätten für Tischlerei usw. eingerichtet, was gerade für die Juden, die aus dem Osten kommen und oft nichts als Hausieren und dergleichen gelernt haben, sehr wertvoll ist.

Jüdisches Volksheim, Berlin C., Dragonerstr. 22

Dienstag, den 8. April, abends 1/8 Uhr
Saal des Hotel „Exelsior“, Königgrätzerstr. 112-113
(am Anhalter Bahnhof)

Vortrag S. Rubaschoff
Marxismus und jüdischer
Sozialismus

Karten à M. 2 — und 1.— im Jugendsekretariat, W 15,
Sächsischestr. 8, im Jüdischen Arbeitsamt, C., Moq-
bijouplatz 10 und an der Abendkasse



Die Dragonerstrasse (heute Max-Beer-Strasse) beherbergte in den Jahren 1916-1929 das Jüdische Volksheim.

Franz Kafka

Kafka an Felice Bauer.
Über das Jüdische Volksheim.
Sommer 1916
Liebste ...

Die geringe Zeit, die Dir bleibt, kannst Du (Spazieren und Turnen nehme ich aus) nicht besser verwenden als dort, es ist unzähligermal wichtiger als Theater, als Kiabund, als Gerson und was es sonst noch gibt. Es ist auch eine der eigennützigsten Angelegenheiten. Man hilft nicht, sondern sucht Hilfe, es ist aus dieser Arbeit mehr Honig zu holen als aus allen Blumen der Marienbader Wälder...

Von jedem Handgriff, den Du dort tun wirst, von jeder Mühe, die Du dort auf Dich nimmst (Deiner Gesundheit darf sie allerdings nicht schaden), von jeder solchen Sache werde ich zehren, so wie von Deinem

letzten Brief. Es ist, soviel ich sehe, der absolut einzige Weg oder die Schwelle des Weges, der zu einer geistigen Befreiung führen kann. Und zwar früher für die Helfer, als für die, welchen geholfen wird. Vor dem Hochmut der entgegengesetzten Meinung hüte Dich, das ist sehr wichtig. Worin wird denn dort im Heim geholfen werden? Man wird, da man doch für dieses Leben schon einmal in seine Haut eingenaht ist und zumindest mit eigenen Händen und unmittelbar an diesen Nähten nichts ändern kann, versuchen, die Pflinglinge, bestenfalls unter möglicher Schonung ihres Wesens, der Geistesverfassung der Helfer und in noch weiterem Abstand der Lebenshaltung der Helfer anzunähern, d.h. also dem Zustand des gebildeten Westjuden unserer Zeit, berlinerischer Färbung und, auch das sei zugegeben, dem vielleicht besten Typus dieser Art. Damit wäre sehr wenig erreicht. Hätte ich z.B. die Wahl zwischen dem Berliner Heim und einem andern, in welchem die Pflinglinge die Berliner Helfer (Liebste, selbst Du unter ihnen und ich allerdings obenan) und die Helfer einfache Ostjuden aus Kolomea oder Stanislau wären, ich würde mit riesigem Aufatmen, ohne mit den Augen zu zwinkern, dem letzteren Heim den unbedingten Vorzug geben. Nun glaube ich aber, diese Wahl besteht nicht, niemand hat sie, etwas, was dem Wert der Ostjuden ebenbürtig wäre, lässt sich in einem Heim nicht vermitteln, in diesem Punkt versagt in letzter Zeit sogar die blutsnahe Erziehung immer mehr, es sind Dinge, die sich nicht vermitteln lassen. Und diese Möglichkeit des Erwerbes haben, so stelle ich es mir vor, die Helfer im Heim. Sie werden wenig leisten, denn sie können wenig und sind wenig, aber sie werden, wenn sie die Sache begreifen, alles leisten, was sie können, und dass sie eben alles leisten, mit aller Kraft der Seele, das ist wiederum viel, nur das ist viel.



Kindergartengruppe vor dem Gebäude des Jüdischen Volksheims.
Aufnahme 1918



Der Innenhof des ehemaligen Jüdischen Volksheims

Mischket Liebermann

Im Berliner Ghetto

Ein Zufall hat mich in die Gegend meiner Kindheit verschlagen. Ich wohne wieder unweit vom Alexanderplatz. Wie vor sechzig Jahren. Gern lasse ich mich für ein Weilchen am Neptun-Brunnen nieder, betrachte die Neubauten, die Anlagen. Bilder von einst ziehen vorbei: Münzstrasse, Grenadierstrasse, Dragonerstrasse, Schindelgasse, Mulackstrasse ... Ein Armenviertel, ein Scheunenviertel. Auch ein Hurenviertel. So eins, wo die Alten, Verbrauchten auf den Strich gingen. Ich denke an das Stück Mittelalter zurück, das es in der Nähe vom Alex gab, an das Ghetto, in dem ich meine Kindheit verbrachte. Ja, auch in Berlin gab es ein Ghetto. Ein freiwilliges. Lange vor Hitler. Genauer – bis zur Hitlerei. Denn dann gab es die unfreiwilligen. Und die Gaskammern.

Das Ghetto lag in der Grenadierstrasse und ihrer Umgebung. Zwischen dem Bülowplatz, dem heutigen Luxemburgplatz, und der Münzstrasse. Ausge-

rechnet in dieser Gegend hatten sich die Ostjuden niedergelassen, die 1914 vor den Kriegswirren aus Galizien geflüchtet waren. Was heisst ausgerechnet. Natürlich hatte das seine guten Gründe. Hier gab es die billigsten Wohnungen und die wenigsten Antisemiten. Einer folgte dem anderen nach. Bald wohnten sie Haus an Haus, Tür an Tür. Im Zusammenrücken glaubten sie Schutz zu finden, und wer weiss, vielleicht auch ein Stückchen Heimat. Viele Berliner verliessen allmählich dieses Scheunenviertel.

Und auch so manche der Ostjuden zogen eines Tages wieder fort von hier. Wenn sie das «grosse Los» gewonnen, das heisst, wenn sie gute Geschäfte gemacht hatten und reich geworden waren. Dann siedelten sie sich in den Vierteln der Reichen an und versuchten, deren Lebensweise nachzuahmen. Dabei passierten die komischsten Dinge. In die Wohnung der Neureichen gehörte ein Flügel, ein Bechstein-Flügel musste es sein. Egal, ob jemand darauf spielen konnte oder nicht. Aber den kleinen Kinderlech (Kinderchen) machte es Spass, mit ihrem Nachtopf darauf zu sitzen, sich wie im Spiegel zu beobachten und Grimassen zu schneiden. Der Herr Papa und die Frau Mama



Grenadierstrasse.
Ein orthodoxer Jude
fuhr seine Kinder am
Schabbath aus.



Kellerladen in der
Grenadierstrasse

schmolzen dahin vor Glück ob dieses Anblicks. Efscher (vielleicht) wird ihr Sprössling mal ein berühmter Musiker werden. Kann man's wissen, wo doch alles im Himmel schon vorgeschrieben ist?

Dann gab es die «Luftmenschen», wie sie der jüdische Klassiker Scholem Alejchem so köstlich beschrieben hat. Sie hatten keinen Beruf, sie hatten kein Geld, aber sie hatten «Ideen». Damit machten sie Geld und manchmal auch Pleite. Denn wenn einer darauf kam, mit einer bestimmten Ware zu handeln, sagen wir, mit Unterwäsche, dann stürzte sich ein Dutzend solcher Luftmenschen auf diesen Artikel, und alle zusammen machten sie Pleite. Aber sie fanden sehr schnell wieder eine andere «Idee».

Doch die meisten der Ostjuden blieben im Ghetto. Und blieben, was sie waren: arme Schlucker. Mit unheimlich vielen Kindern. Das Berliner Ghetto umgaben keine Mauern, und doch war es eine abgeschlossene Welt. Es hatte seine eigenen Gesetze, seine Sitten und Gebräuche. Die orthodoxen Juden wachten darüber, dass sie streng eingehalten wurden. Es gab eine eigene Versorgung. Alles musste ja koscher sein. Die enge Grenadierstrasse war voller kleiner Läden: Fleischwaren, Kolonialwaren, Grünkram, zwei Bäckereien, na und die Fischhandlung.



Grenadierstrasse 29.
Hier hat Mischket
Liebermann als Kind
gewohnt.

Die durfte auf keinen Fall fehlen. Denn was ist ein Sabbat ohne gefüllten Fisch? Eigene Handwerker, Schuster, Schneider, Trödler, Hausierer waren da. Und eine koschere Gaststätte mit einer vorzüglichen Küche. Doch im Mittelpunkt standen die zwei Bethäuser mit ihren beiden Rabbinern, den Vorbetern und den Schlattenschammes, den Synagogendienern. Das Ghetto konnte sich sogar rühmen, eine eigene Diebes- und Hehlerbande zu haben. Eines Tages wurde bei uns eingebrochen. Das heisst, man brauchte gar nicht einzubrechen, die Wohnungstür stand stets offen. Bei uns war den ganzen Tag ein Kommen und Gehen. Mein Vater war nämlich einer der Rabbiner im Ghetto. Es kränkte ihn sehr, dass man es gewagt hatte, ihn, den «Vertreter Gottes auf Erden», zu bestehlen. Er liess sich den Bandenboss kommen. Jeder wusste, wo er wohnte. Sogar die Polizei wusste es. Aber er ging aus allem wie ein Unschuldslamm hervor.

Der Mann kam und entschuldigte sich sehr höflich bei meinem Vater. «Solche Idioten!» fluchte er. «Ich kann mich auf niemanden mehr verlassen. Bei den eigenen Leuten einzubrechen. Ausgerechnet beim Rabbi Pinchus-Elieezer, der so schöne Töchter hat.» ... «Morgen haben Sie alles zurück.» Und wir hatten es zurück. Altes Zeug. Uns ging es vor allem um die Nähmaschine, ohne die wir Kleinen hätten nackt herumlaufen müssen.

Eine besondere Kaste bildeten die Schnorrer (Bettler) im Ghetto. Die gab es in Scharen. Jeder von Ihnen hatte eine bestimmte Familie, bei der er Monat für Monat erschien und Geld kassierte. Pünktlich auf den Tag. So, als sei es sein Gehalt. Bekam mal einer keins, machte er Rabatz. Unser hauseigener Schnorrerjagte uns Kindern immer einen Schreck ein, wenn er kam. Er war ein grosser, hagerer, einäugiger Mann, trug einen schwarzen, verwilderten Bart und Schläfenlocken. Sein Kaftan war fettig und voller Löcher, er selber frech und aufdringlich. Wenn meine Eltern ihn einen Monat vertrösten mussten, weil sie selber nicht wussten, wie sie den nächsten Tag zurechtkommen würden, wettete er los: «Warum soll ich Ihnen das schenken? Wer schenkt mir denn was!»



Grenadier-Ecke Hirtenstrasse um 1930. Eine soziologische Momentaufnahme des Scheunenviertels: Die Kamera liess dieses zufällige Ensemble an einer Strassenecke zu einem aufschlussreichen Arrangement erstarren.

Walter Mehring

Galizien am Alexanderplatz, Spartacus und Inflation.

Schon als jene fünfzig aus Wien geflüchteten israelitischen Familien, die die Urzelle der Berliner Gemeinde bilden, durch das Judenedikt von 1671 Aufnahme finden sollten, protestierte Aaron, der Hoflode des Kurfürsten Friedrich Wilhelm gegen den unerwünschten Zuzug. Im Friderizianischen Zeitalter suchte man erst «Juden, strafbare Totschläger, Gotteslästerer, Mörder, Diebe der Kaufmannsgilde fernzuhalten», dann erfreuten sich die im grossen wuchernden Schutzjuden, die Marcus, Itzig, Ephraim der «Freyheit eynes christlichen Banquiers», während jüdisches Ingesinde – wie etwa der Buchhalter und Philosoph Moses Mendelssohn – waren sie stellunglos, sofort über die Grenze abgeschoben wurden. Das General-Juden-Reglement von 1850 gewährte den «ordentlichen und ausserordentlichen Judenfamilien» Heimatsrecht; den fremden nur, wenn sie durch ein Vermögen von mindestens 10'000 Talern ihre Zugehörigkeit zu den besseren Ständen erweisen konnten.

Auch vom Beginn der Emanzipation um 1805, da Juden zu städtischen Ehrenämtern zugelassen wurden, bis zur Republik, die ihnen endlich die obersten Staatsstellungen erschliesst, hatte die Plebs der Heideuthergasse und die «asiatitische Horde auf märkischem Sande» – wie sie ein nachmals zum Minister arrivierter Glaubensgenosse genannt – machen Ehrgeizigen unter ihnen in seinem Aufstieg geniert. Der Ostjude, der Recht- und Heimatlose aller östlichen Pogrome, blieb, soweit er sich nicht geistig und pekuniär assimilierte, als «Mischpoche» peinlich ... Zeiten gibt es, in denen eine staatlich subventionierte Propaganda den Fremdling höflichst zur Besichtigung aller Sehenswürdigkeiten einlädt; und Zeiten, in denen sie ihn mit dem Grusse: Achtung! Spitzel beiderlei Geschlechts in fremdem Solde überall tätig! empfängt. Die ersten Jahre nach der Kriegsverödung fand Berlin hinreichend Abwechslung in den Ekstasen der Revolution, beim Basteln des Republikgefüges, in weltstädtischen Ausschweifungen – Rekon-

struktion der ausländischen Vorkriegsbelletristik –, wie sie der märkisch-protestantische Flugsand nie zuvor hergegeben hatte. Aber die Ersatzblüte von Jazzband-, Kokain- und Freiheitsimport war rasch wieder abgewelkt, und man dürstete nach saftigem Wohlstand, nach unverfälschtem Ausland. Und der Himmel verfinsterte sich; es ging ein Gestöber von Papiergeld nieder, dass es in den Strassen an jedem Morgen aussah wie nach der Silvesternacht, und die Finanzen die Gullis verstopften. Alle Nahrungsmittel wandelten sich unter der Hand zu Papier; es war eher eine Flasche Sacharin-Champagner und eine Portion roter Kaviar zu haben als ein Stück Brot und ein Pfund Kartoffeln. Und es rückte das Ausland an, aber in marodierenden, völkerwandernden Horden. Die Offizierskorps aus dem Zusammenbruch der Koltschak- und Denikin-Armeen, von USA die Valutakorsaren, die Stämme balkanischer Bazars, alles strömt in das Vakuum des Inflations-Berlin ein. Ein Heerlager von Goldsuchern und Söldnern ausser Diensten ...

Was für den französischen Emigranten die Cannebière, für den deutschen die Reeperbahn, das bedeutet für den Ostjuden die Grenadierstrasse: den Zugang zu den ökonomischen Gefilden einer Neuen Welt. Vom Schwarzen bis zum Baltischen Meer, von den Karpaten bis zum Ural, wo immer sich an der Grenze Asiens Kinder des auserwählten Volkes – zahlreich wie «samt beim jam»: wie Sand am Meer – angesiedelt haben, nennt man die Grenadierstrasse. Nahe dem Bülowplatz, wo sich die Volksbühne, ein Monstrequadernbau, auf den Trümmern des ausgerodeten Scheunenviertels erhebt, der ehemaligen Zuflucht des Lumpenproletariats. Noch heute, seit der siegreichen Offensive der Regierungstruppen an der Linienstrasse im März 1919 – Flammenwerfer und Panzerautos mit Totenköpfen wie auf Giftphiole – bluten an Bauzäunen im Zuge der alten Gassen die Freiheitsparolen von Spartacus: Hoch die III. Internationale! und Heil Moskau! und Denkt an Liebknecht und Luxemburg! Aber ringsum, eingekerkert zwischen den neuen, europäisch gestutzten Wolkenkratzen: Giebelhäuschen mit Mansarden vom Be-



Strassenverkauf in der
Grenadierstrasse



Ähnlich anderen Strassen
des Viertels wurde die Grenadierstrasse an vielen Tagen während der Inflationszeit zu einer – allerdings ostjüdischen – freien Börse.
Aufnahme 1923

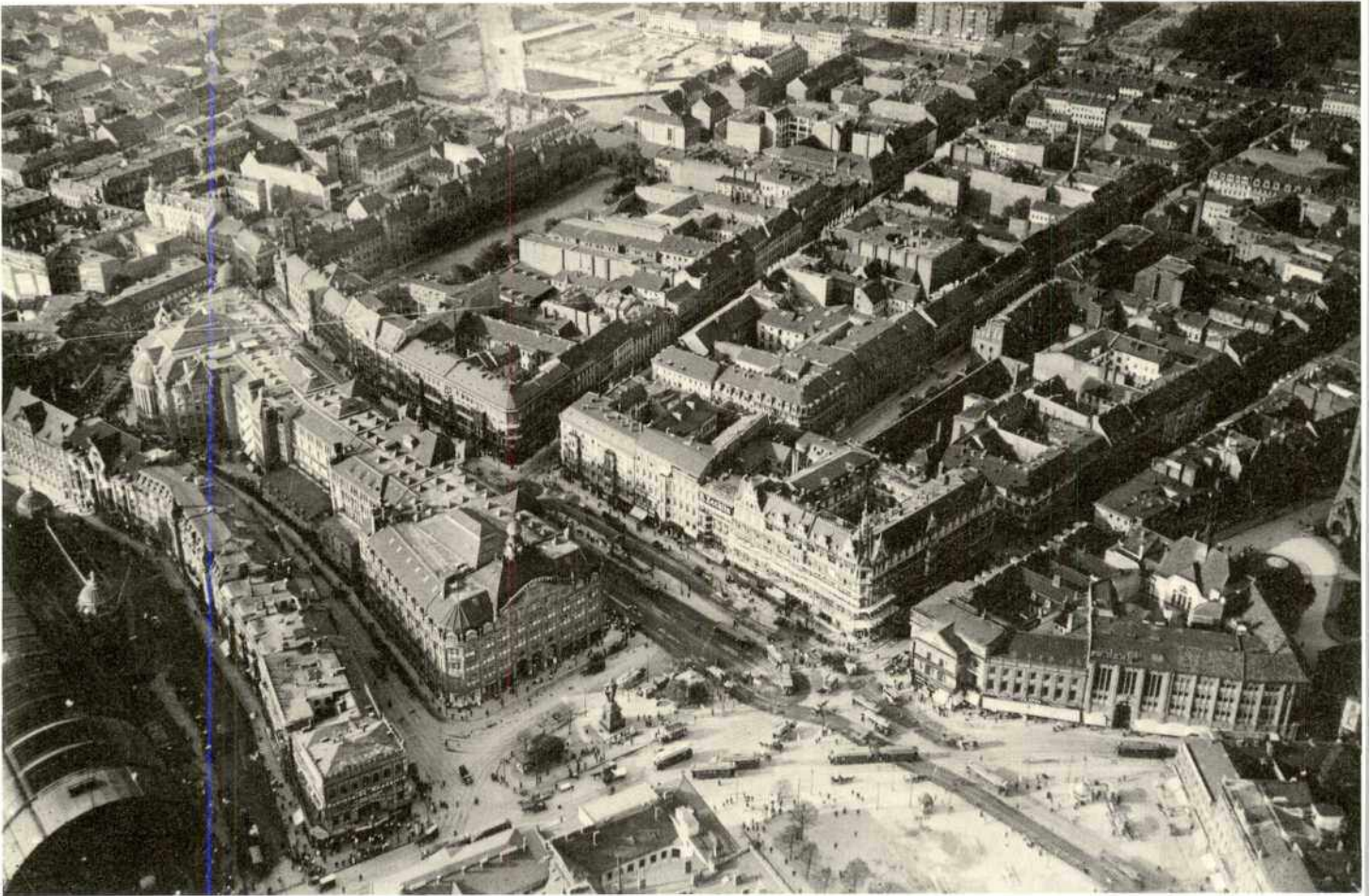
ginn des XIX. Jahrhunderts. Galizien grenzt an Berlin, der Altkleiderhandel an die Propaganda.

Diese ländlichen Klänge: Scheunenviertel – Hirten-, Grenadier-, Artilleriestrasse! So begann in Preussisch-Berlin die Bannmeile, mit Exerzierplätzen statt Klosterhöfen. Im hypertrophischen Wachstum zur Vielmillionenkapitale erhielt sich ein Rest von Peripheriecharakter: Kleinstädtische Sonnenuntergänge. Entengeschnatter, Truthahngedrächz, Taubengurren aus Bretterbuden einer Trödelfarm. Und im Gewirrlichtarmer Gassenschluchten: ein fremder Trubel in langen, schleppenden Kaftanen; auf und ab, unstet, in beengtem Ghettoschritt; zu Gruppen geronnen, die Oberkörper im Gedankentakte wippend; «klärend», bedächtig und ekstatisch, verschmitzt und düster; Südländer in nordischer Exiltracht. Die griesgrämigen Fassaden bis zum First berankt mit hebräischen Schriften wie verkümmerten Tropenpflanzen. In jedem stinkenden Hinterhof ein Stübel, Schul, Jeschiwa der Frömmsten – der «schweren Haubitzen»...

Im überheizten Raume schmort ein zäher Menschenbrei, der brummelnd um den Almemor wogt, aufzischt in Zugenschnalzern, beim Überkochen tremulierend siedet. Auf harten Bänken längs der Wände hat sich eine schwarze Kruste greiser Männer abgesetzt; besudelt sind ihre Mäntel, zerschäbt die Filzhüte, zerfressen die Pelze, aber verklärt die Antlitze, tiefgeätzt von Weisheit, Misstrauen, «chochme»;

durchdringend die Blicke; hungrig ihre Finger, die in den Büchern schwelgen; ihre Lippen schlürfen die Erkenntnis; ihre Ohren, taub dem Schacher, dem Geschrei der Kinder, horchen den verwehten Stimmen der Rabbanim und Chakamim; ihr Gaumen kostet tausendmal genossene Märchenspeise der Hageda. Alle Sinne, scharf gewetzt an der Gemara, können diesen Schwall von Dreck und Armut auf den Grund des Wesens zerteilen – denn sie wissen: in unwürdigster Umgebung, in ekelster Hülle, hinter widerlichster Pojazzfratze kann ein Zaddik sich verbergen, einer der 36 Gerechten, auf denen diese Irdischkeit beruht. Kein Priester braucht es zu sein, kein Levit, Aaronit, kein Talmudist, vielleicht nicht einmal ein Jude. Unerforschlich, wider alle Gesetze der Rangordnung, ist das Wesen des Zaddik.

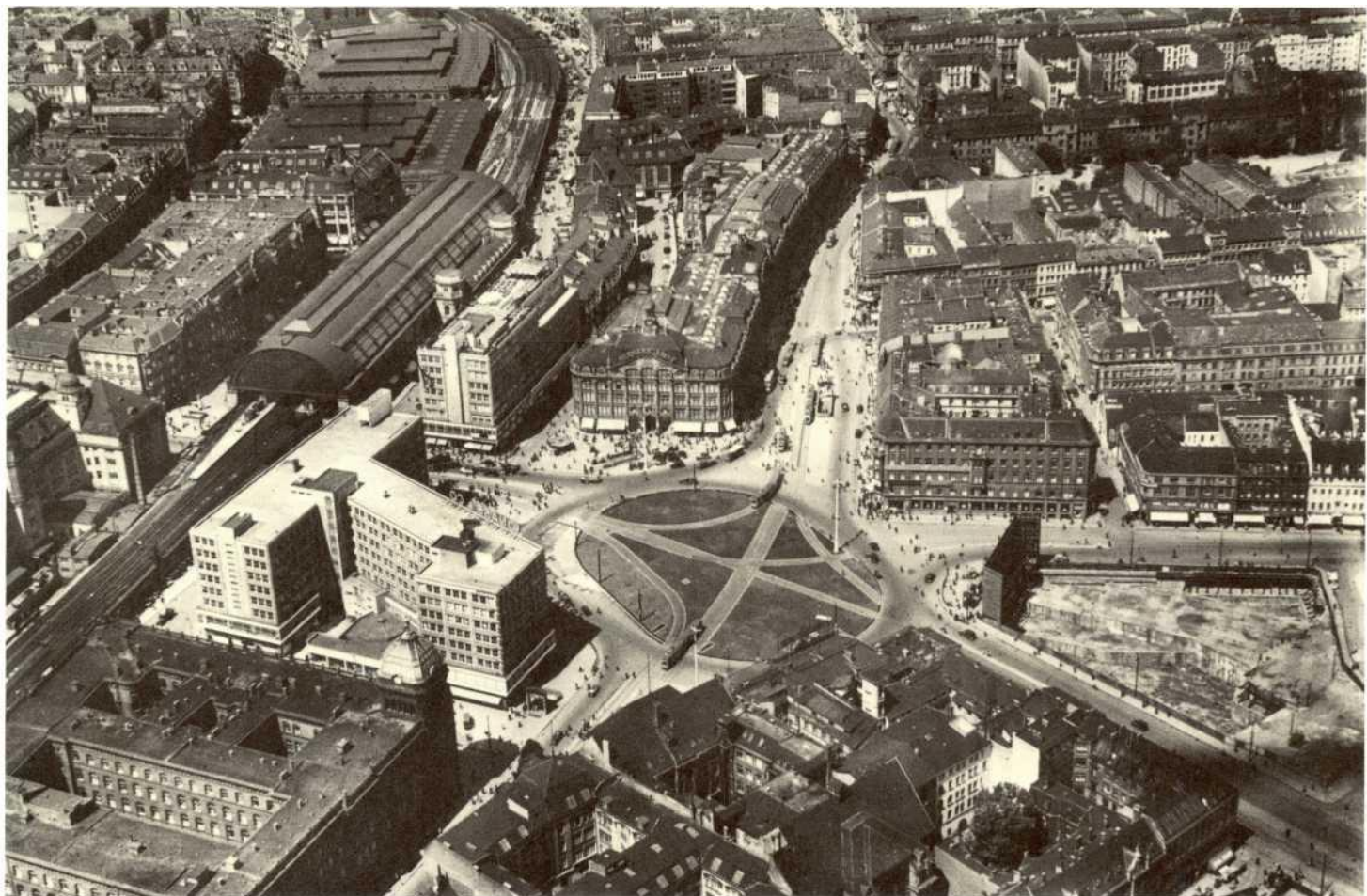
Beschränkung des Erwerbes: sagen die Sprüche der Väter. Und da stehen sie und wuchern, so nahe der Bundeslade. Mässigkeit in der Unterhaltung: gebieten die Sprüche. Aber da wird geredt und geredt! Grotesk scheint ihr Gebaren: Der Schammes, der mit dem Opferstock wie ein Flog herumhüpft; dieser, der zigarettenpaffend hereinstürzt und gierig aus den Regalen einen der heiligen Folianten reisst; jene, die über Russenpolitik, Prozente und Schicksen debattieren. Aber um des einen Zaddiks willen, der doch könnte unter ihnen sein, sei ihnen vergeben.



Luftaufnahme von Alexanderplatz und Scheunenviertel um 1912. Links unten der Bahnhof, daneben Dircksenstrasse, Königsgraben,

Kaufhaus Tietz, Alexanderstrasse (später Memhardtstrasse). In der Mitte des Alexanderplatzes die Berolina. Am oberen linken Bildrand ein Teil des Scheunenviertels: die unbebaute dreieckige Fläche ist der Babelsberger Platz, der spätere Bülowplatz, auf dem 1913-

1915 die Volksbühne errichtet wird. Links Hirtenstrasse, Grenadier- und Dragonerstrasse.



Der Alexanderplatz in einer Luftaufnahme von 1935. Rechts am oberen Bildrand die Grenadierstrasse.







Andrang an den Spiel-
tischen vor dem Zentralen
Arbeitsamt in der
Gormannstrasse. 1919



In den deutschen Grossstädten kam es wegen der oft katastrophalen Ernährungslage wiederholt zu Hungerunruhen und Plünderungen von Lebensmittelgeschäften.

Mit revolutionärer Selbstbedienung hatten die Angriffe auf Geschäfte im Scheunenviertel allerdings kaum etwas zu tun: «Am 3. März (1919) nachmittag wurde der Generalstreik für Gross-Berlin beschlossen... In den Nachmittags- und Abendstunden des 3. März wurden im Scheunenviertel und am Alexanderplatz eine Anzahl Geschäfte ausgeraubt und meh-

re Polzeireviere gestürmt. Diese Vorgänge hatten mit dem Generalstreik absolut nichts zu tun. Es liess sich an jenen Tagen auch nicht feststellen, von welcher Seite das in jenen Stadtteilen ständig anwesende Gesindel zu diesen Schandtaten aufgestachelt worden war.

Der Verlauf der an diese Vorgänge sich anschliessenden Kämpfe... hat aber mit ziemlicher Gewissheit gezeigt, dass Leute ihre Hand im Spiel hatten, die mit den inszenierten Strassenkämpfen auch die politische Aktion der Arbeiterräte treffen wollten. In derselben Nacht wurde die Redaktion der ‚Roten Fahne‘ von Regierungstruppen vollständig zerstört. Und der Oberkom-

mandierende *Noske* verhängte über Berlin den Belagerungszustand.»

(Richard Müller, *Der Bürgerkrieg in Deutschland*, 1925)



Märzkämpfe 1919. Soldaten des Freikorps Lüttwitz, erkennbar am Totenkopf, mit Panzerwagen und Geschützen vor dem Einsatz gegen die Revolutionäre hinter dem Alexanderplatz; hier in der Grenadierstrasse.



«Vom Bülowplatz wurden gestern die Regierungssoldaten, die in der Schönhauser Strasse und in der Schönhauser Allee Patrouillendienst taten, von den Dächern beschossen. Das durch Freiwilligenkorps abgeschlossene Scheunenviertel ist durch-

aus noch nicht von Spartacisten gesäubert. An vielen Stellen haben sich Spartacisten auf den Dächern eingenistet und belegen von dort die Soldaten mit heftigem Feuer. Die Säuberung des Scheunenviertels wird planmässig fortgesetzt, doch lässt sich nicht absehen, wann in dieser Gegend endlich die Schiessereien aufhören werden. Es sind wiederum zahlreiche unschuldige

Personen zu Schaden gekommen. So wurden in der Dragonerstrasse mehrere Männer und Frauen durch abirrende Kugeln schwer verwundet.»

(Berliner Tageblatt, 12.3.1919) – Hier Freikorpsstruppen in der Münzstrasse.

Walter Mehrings «Schauspiel aus der deutschen Inflation», in dessen Mittelpunkt ein Ostjude als geschobener Schieber steht, löste bei der Uraufführung 1929 einen der grössten Theaterskandale der Weimarer Republik aus.

Jüdische Zeitungen bezeichneten es als ein antisemitisches Machwerk, von der nationalsozialistischen Presse wurde es als «jüdischkommunistisches» und von der kommunistischen als «reaktionär bourgeois» Tendenzstück verdammt.

Das Stück zeigt, wie der Kritiker Alfred Kerr schrieb, den «armen Finanzpinscher» Chaim Kaftan als «ein Weilchen in der Sintflut». Mit 100 Dollar am Alexanderplatz angekommen kann er fast ganz Berlin kaufen; von der schwarzen Reichswehr wird er für Waffenschiebungen benutzt und kann für kurze Zeit aus dem Scheunenviertel in die bessere Gesellschaft aufsteigen, um bei der grossen Pleite sofort wieder fallen gelassen zu werden. Die Inflation hat ihren Sündenbock.

PISCATORBÜHNE

Ludwig Klopfer
im Theater am Nollendorfplatz

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr

Der Kaufmann von Berlin

ein historisches Schauspiel aus der deutschen Inflation
von
Walter Mehring
Inszenierung: Erwin Piscator

Gesamtausstattung: L. Moholy-Nagy

Bühnentechnik: Herbert Selinger

Film:

Regie: Moholy-Nagy

Aufnahmen: Alex Strasser

Zeichentricks: Elwitz-Schönfeld

Musik: Hanns Eisler

Assistenz:

Herbert Breth-Mildner

Orchester:

Weintraub Syncopators

(m. Genehm. d. „Wintergarten“)

Rhythmik: Claire Bauroff

Personen:

Kaftan	Paul Baratoff	Kneifer	Erich Bartels
Lodenrock	Hermann	Arbeiter	Albert Venohr
	Speelmans	Schreiber	E. Bornträger
Bauersfrau	Edith Angold	Schaffner	Fritz Erpenbeck
Gepäckträger: Karl Hannemann, Leopold Lindtberg, Friedrich Gnas			
Huren: Ilva Günten, Lotte Loebinger, Felicitas Niedermayer, Marta John, Frieda Bohm, Hella Bialer			
Greise Männerstimme .	Jacob Schöps	2. Polizist	Kurt Lieck
Heisere Männerstimme	Friedrich Gnas	Alter Mann	Ernst Busch
Wurstmaxe	W. Bernhardt	Arme Frau	Ilva Günten
1. Polizist	Erich O. Peters	Kleines Kind	Grete Merory
Frauen: Edith Angold, Bertl Eisenberg, Felicitas Niedermayer, F. Bohm, Kaethe de Neut			

„Berlin am Morgen“

Die Tageszeitung für alle!

G e h ö r t i n j e d e s H a u s !



Paul Baratoff als der ostjüdische Kaufmann Kaftan und Reinhold Schünzel als der deutschnationale Rechtsanwalt Müller in der Uraufführung der Piscatorbühne. 1929

Sling

Der Menschheit Krümel

Die Menschheit ist ein grosser, nicht eben süsser Kuchen, der krümelt.

Die schwarze, nicht grosse Dame schlängelt sich in den Gerichtssaal – wie von der Orska gespielt. Sie weiss nicht, was sie soll, nicht mal, warum sie soll. Sie zeigt das beziehungsreiche Lächeln der intelligenten russischen Jüdin, und sie glaubt an das Lächeln. Sie spendet es erst dem Gerichtsdienner, dann dem jungen Referendar, der den Staatsanwalt vertritt, schliesslich dem Richter selbst. Man könnte glauben, sie sei vom russischen Ballett. Sie ist nur Schneiderin.

Der Richter ist nicht erbaut von der Geschichte, denn es hapert bei ihr mit der deutschen Sprache, und sie wiederholt dauernd: «Ich weiss nicht, warum ich 300 Mark zahlen soll.» «Sie haben sich ohne Erlaubnis hier aufgehalten.» «Aber wo soll ich mich aufhalten?» «Warum sind Sie nicht in Amerika geblieben?»

«Man hat mich ausgewiesen – » «Sind Sie nicht Amerikanerin?» «Nein, Russin.»

«Warum sind Sie nicht in Russland geblieben?»

«Meine Eltern sind vor zehn Jahren mit mir nach Amerika ausgewandert.»

«Warum gehen Sie nicht nach Russland zurück?»

«Man lässt mich doch nicht hinein – » Der Richter sieht in den Akten nach. Es stimmt. Noch eines will er wissen.

«Warum sind Sie aus Amerika ausgewiesen?» «Ich bin in schlechte Gesellschaft geraten. Meine Eltern wollten mir nicht helfen, und da hat man mich auf einen deutschen Dampfer gesetzt. Ich kam in Hamburg an, fuhr nach Berlin. Warum soll ich nun 300 Mark zahlen?» Kein Zweifel, alles stimmt. Es wird auch nachgewiesen, dass sie sich um einen Pass nach Russland bemüht hat. Aber die Sowjetregierung stellt ihr keinen aus, weil die Staatsangehörigkeit nicht festzustellen ist.

Was soll sie machen?

Der Richter spricht sie frei, weil sie alles getan habe, um aus Deutschland herauszukommen, und weil sie keine Möglichkeit habe, woanders hinzugelangen.

Später treffe ich sie auf dem Korridor. Sie lächelt mich an und fragt: «Was ist nun mit mir?»

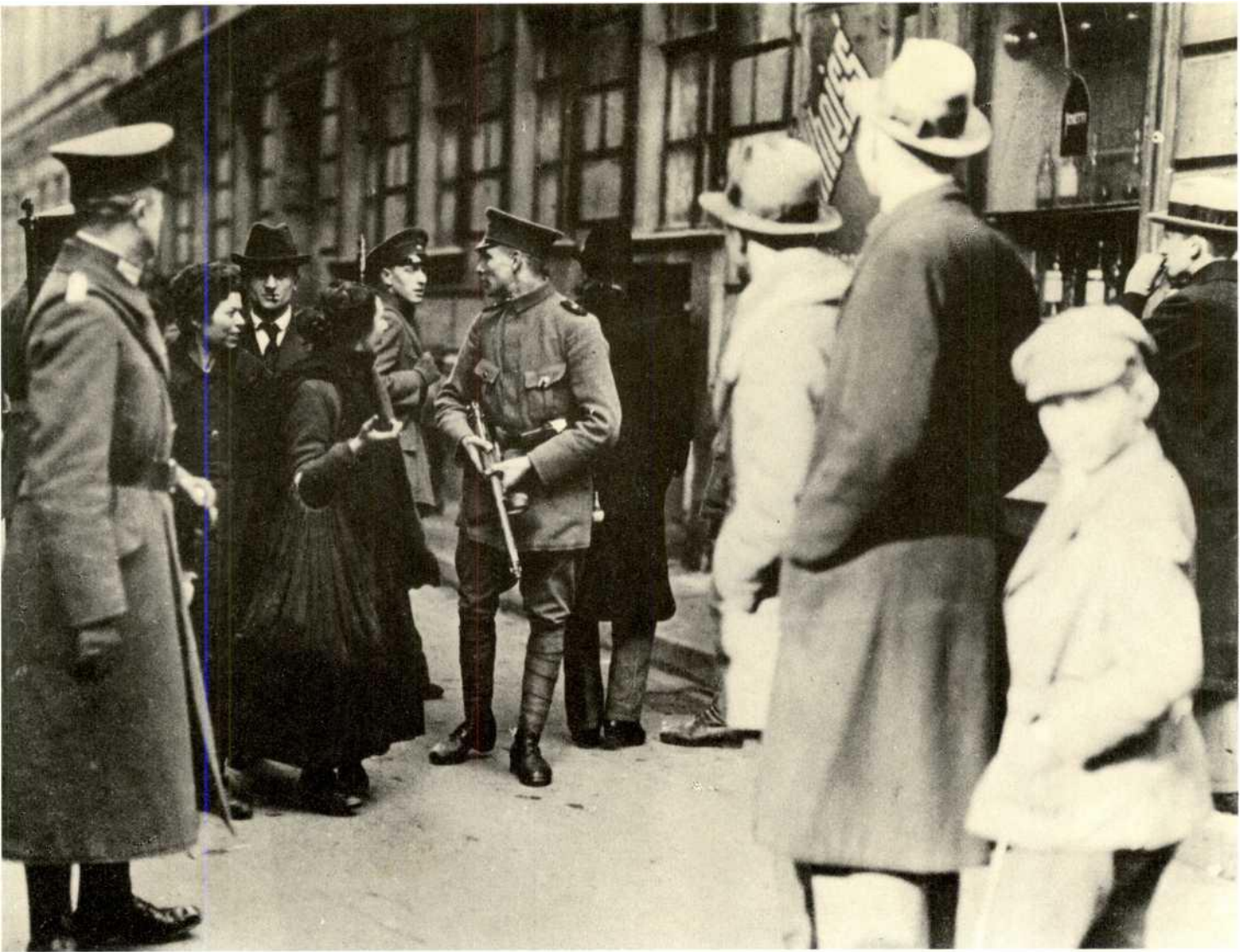
«Sie sind freigesprochen.» «Danke – sehr angenehm.» Und schlängelt sich die Treppe abwärts. Krümel der Menschheit. Lebendig ohne jegliche Existenzberechtigung. Weder das grosse Russland noch das grosse Amerika haben ein Plätzchen für sie übrig. Und Deutschland auch nicht. Pustet auf den Tisch und lässt den Krümel auf der Erde liegen.

Würde der Krümel die Gesetze ernst nehmen, so müsste er sich erschiessen. Wie kann man leben ohne Erlaubnis?

Er tut's.



Februar 1920. Abgesperrtes Haus in der Grenadierstrasse während einer Durchsuchung. Häufig wurden geflüchtete Ostjuden verhaftet und in Militärlager ausserhalb Berlins verschleppt. Im Frühjahr 1921 erfolgte die Internierung unerwünschter Ausländer in den zu diesem Zweck errichteten Konzentrationslagern Stargard und Cottbus.



Februar 1920.
Die bei der Razzia in der
Schendelgasse verhafteten-
jüdischen Frauen werden in
die Alexanderkaserne
gebracht.



Februar 1920. Die Polizei sperrt die zur Grenadierstrasse führenden Strassen ab, weil dort eine Razzia nach Ausländern durchgeführt wird.

Die alte Geschichte

Die Geschichte ist wirklich immer dieselbe. Man trifft einen Ausländer, der nach dem russischen Konsulat fragt. Man geht drei Schritte mit ihm, dann kommt ein anderer Ausländer. Der erste Ausländer bietet dem zweiten ein goldenes Zwanzig-Rubel-Stück an, das er hocheifrig mit zehn Mark bezahlt; dann geht der erste Ausländer weg – angeblich aufs russische Konsulat. Der zweite Ausländer sagt aber zu dem Angesprochenen: «Da haben wir ein feines Geschäft gemacht, Sie hätten auch was von ihm kaufen sollen, denn das Goldstück ist zwanzig Mark wert!» Der Angesprochene wird nun auch gierig. Der erste Ausländer wird mit geringer Mühe zurückgeholt; er hat aber keine Goldstücke mehr, sondern nur noch «Brillanten». Man geht zum nächsten Juwelier, der steht jedesmal ohne Hut und Mantel vor der Tür seines Geschäftes, klemmt sich eine Lupe in die Augen und schätzt jeden einzelnen Brillanten auf 600 Mark, worauf der Angesprochene sich die grösste Mühe gibt, sich das Geld zu verschaffen.

Die Geschichte ist wirklich alt und ausserordentlich erfolgreich. Nur erlebte man gestern vor Gericht den seltenen Genuss, sie zweimal hintereinander in höchst verschiedenen Dialekten vorgetragen zu hören: zuerst in einem ziemlich gemilderten Jiddisch, dann in einem perfekten Sächsisch. Der erste, dem sie passiert war, ein kleiner, schwarzhaariger Ostgalizier, im Vollgefühl der Tragikomik des Reingefallenen. Der zweite ein erfahrener sächsischer Kellner, im erhabenen Selbstbewusstsein dessen, der sich nicht betrügen lässt, sondern den Gauner übergauert und zur Wache bringt.

Der Angeklagte selbst ein schlanker, magerer Russe, dessen allzu lange Arme viel zu weit aus den Ärmeln des einst eleganten Überziehers hervorguckten – allzu lang auch der kragenlose Hals. Ein trauriger Mann, aus dem auch die Dolmetscherin nicht viel hervorholen konnte.

Die Erzählung des Ostgaliziers aber war deshalb so schön, weil man auf diese Weise seine ganze treuherzige Lebensgeschichte kennenlernte. Zweihun-

dert Mark hatte ihm der Schwager aus Nordamerika geschickt, damit er mit seiner Familie nachkommen könne. Und die zweihundert Mark waren in der Wohnung versteckt, er hatte sich vorgenommen, sie nicht anzurühren, unter gar keinen Umständen. Als Ostern kam, hatte er lieber, um das Fest würdig zu begehen, dreissig Mark gepumpt, ehe er den eisernen Bestand angriff. Und gerade die dreissig Mark hatte er in der Tasche, als er den Gauner traf. Vielleicht hätte er dem Gauner nicht getraut, aber dessen Kompagnon zitierte einen jüdischen Spruch, der ihm zu Herzen ging. Wenn nämlich einer Glück hat, so pflege man zu sagen: Du bist dem Propheten Elias begegnet. Und der zweite Gauner hatte ihm mit Bezug auf den ersten augenzwinkernd zugeflüstert: «Du hast den Propheten Elias getroffen.» Der kleine Galizier war nur traurig, dass er nicht so viel Geld hatte, wie der Gauner für jeden Stein verlangte, und war am Ende überglücklich, dass der ihm für seine zweihundertdreissig Mark einen Stein abliess. Der Vorsitzende fragt: «Haben Sie ihr Geld zurückbekommen?» Und der kleine Mann, traurigkomisch lächelnd: «Ich? Mein Geld? Ich bin noch jetzt nicht auf den Beinen.» Und nach der Verhandlung vertraute er mir an: «Wenn ich nicht so tief religiös wäre, es wäre damals zu einem Familienselbstmord gekommen.» Aber auch der Sachse hatte etwas Komisches zu berichten. Als er nämlich den Gauner schon fest beim Wickel hatte, wollte der sich loskaufen. Er bot – ganz ernsthaft – einen Brillanten, natürlich von derselben Sorte wie die, derentwegen er verhaftet worden war. Aber der biedere Sachse, der den Verdacht nicht aufgenommen lassen wollte, er hätte diesen Wertgegenstand etwa für sich behalten, erklärt mit Emphase, dass er den Brillanten selbstverständlich sofort der Polizei zur Verfügung gestellt habe.

Der Staatsanwalt beantragt drei Jahre Gefängnis. Als man den Angeklagten fragt, ob er etwas dazu zu sagen habe, murmelt er traurig drei Worte, die die Dolmetscherin übersetzt: «Er möchte sterben.»

Immerhin genügte dieses Plädoyer, um die Strafe auf zwei Jahre herabzusetzen.



Freie Börse in der Alten
Schönhauser Strasse
im Jahre 1919



Die «Münzglocke», an der Einmündung der Grenadierin die Münzstrasse, war ein bekanntes Lokal der Unterwelt. Der Schwarzhandel wurde ganz offen vor der Kneipe betrieben.



Joseph Roth

Juden auf Wanderschaft. Berlin.

1

Kein Ostjude geht freiwillig nach Berlin. Wer in aller Welt kommt freiwillig nach Berlin? Berlin ist eine Durchgangsstation, in der man aus zwingenden Gründen länger verweilt. Berlin hat kein Ghetto. Es hat ein jüdisches Viertel. Hierher kommen die Emigranten, die über Hamburg und Amsterdam nach Amerika wollen. Hier bleiben sie oft stecken. Sie haben nicht genug Geld. Oder ihre Papiere sind nicht in Ordnung.

(Freilich: die Papiere! Ein halbes jüdisches Leben verstreicht in zwecklosem Kampf gegen Papiere.)

Die Ostjuden, die nach Berlin kommen, haben oft ein Durchreisevisum, das sie berechtigt, zwei bis drei Tage in Deutschland zu bleiben. Es sind schon manche, die nur ein Durchreisevisum hatten, zwei bis drei Jahre in Berlin geblieben.

Von den alteingesessenen Berliner Ostjuden sind die meisten noch vor dem Kriege gekommen. Verwandte sind ihnen nachgereist. Flüchtlinge aus den okkupierten Gebieten kamen nach Berlin. Juden, die in Russland, in der Ukraine, in Polen, in Litauen der deutschen Okkupationsarmee Dienste geleistet hatten, mussten mit der deutschen Armee nach Deutschland.

Es gibt auch ostjüdische Verbrecher in Berlin. Taschendiebe, Heiratsschwindler, Betrüger, Banknotenfälscher, Inflationsschieber. Fast keine Einbrecher. Keine Mörder, keine Raubmörder.

Vom Kampf um die Papiere, gegen die Papiere ist ein Ostjude nur dann befreit, wenn er den Kampf gegen die Gesellschaft mit verbrecherischen Mitteln führt. Der ostjüdische Verbrecher ist meist schon in seiner Heimat Verbrecher gewesen. Er kommt nach Deutschland ohne Papiere oder mit falschen. Er meldet sich nicht bei der Polizei.

Nur der ehrliche Ostjude – er ist nicht nur ehrlich, sondern auch furchtsam – meldet sich bei der Polizei. Das ist in Preussen weit schwieriger als in Österreich.

Die Berliner Kriminalpolizei hat die Eigenschaft, in den Häusern nachzukontrollieren. Sie prüft auch auf der Strasse Papiere. In der Inflation geschah es häufig.

Der Handel mit alten Kleidern ist nicht verboten, aber er ist auch nicht geduldet. Wer keinen Gewerbeschein besitzt, darf meine alte Hose nicht kaufen. Er darf sie auch nicht verkaufen.

Dennoch kauft er sie. Er verkauft sie auch. Er steht in der Joachimsthaler Strasse oder Ecke Joachimsthaler Strasse und Kurfürstendamm und tut so, als täte er gar nichts. Er muss den Passanten ansehen, ob sie erstens alte Kleider zu verkaufen haben und zweitens, ob sie Geld gebrauchen.

Die gekauften Kleider verkauft man am nächsten Morgen an der Kleiderbörse.

Auch unter den Hausierern gibt es Rangunterschiede. Es gibt reiche, mächtige Hausierer, zu denen die kleinen sehr demütig aufblicken. Je reicher ein Hausierer ist, desto mehr verdient er. Er geht nicht auf die Strasse. Er hat es nicht nötig. Ja, ich weiss nicht einmal, ob ich ihn wirklich «Hausierer» nennen darf. Eigentlich hat er einen Laden mit alten Kleidern und einen Gewerbeschein. Und wenn es nicht sein eigener Gewerbeschein ist, so ist es der eines Eingewesenen, eines Berliner Bürgers, der nichts vom Kleiderhandel versteht, aber prozentual am Geschäft beteiligt ist.

In der Kleiderbörse versammeln sich am Vormittag die Ladeninhaber und die Hausierer. Diese bringen den Ertrag des vergangenen Tages, alle alten Röcke und Kleider. Im Frühling ist Hausse in Sommer- und Sportanzügen. Im Herbst ist Hausse in Cutaways, Smokings und gestreiften Hosen. Wer im Herbst mit Sommer- und Leinenanzügen kommt, versteht das Geschäft nicht.

Die Kleider, die der Hausierer den Passanten für ein lächerliches Geld abgekauft hat, verkauft er mit einem lächerlich geringen Aufschlag an den Ladeninhaber. Dieser lässt die Kleider bügeln, «auffrischen», richten. Dann hängt er sie vor sein Ladenschild und lässt sie flattern im Wind.

Wer alte Kleider gut zu verkaufen versteht, wild bald neue Kleider verkaufen können. Er wird ein Magazin



Berliner Typen

„Komm' sofort nach Empfang einer Postkarte
und zahle die höchsten Preise“

Postkarte vor 1914



Im Scheunenviertel. Klein-
tierhandel in der Hirten-
strasse anfangs der
20er Jahre.

eröffnen, statt eines Ladens. Er wird einmal Warenhausbesitzer werden. In Berlin kann auch ein Hausierer Karriere machen. Er wird sich schneller assimilieren als seine Standesgenossen in Wien. Berlin gleicht die Verschiedenen aus und ertötet Eigenheiten. Deshalb gibt es kein grosses Berliner Ghetto.

Es gibt nur ein paar kleine Judenstrassen, in der Nähe der Warschauer Brücke und im Scheunenviertel. Die jüdischste aller Berliner Strassen ist die traurige Hirtenstrasse.

2

So traurig ist keine Strasse der Welt. Die Hirtenstrasse hat nicht einmal die hoffnungslose Freudigkeit eines vegetativen Schmutzes. Die Hirtenstrasse ist eine Berliner Strasse, gemildert durch ostjüdische Einwohner, aber nicht verändert. Keine Strassenbahn durchfährt sie. Kein Autobus. Selten ein Automobil. Immer Lastwagen, Karren, die Plebejer unter den Fahrzeugen. Kleine Gasthäuser stecken in den Mauern. Man geht auf Stufen zu ihnen empor. Auf schmalen, unsauberen, ausgetretenen Stufen. Sie gleichen dem Negativ ausgetretener Absätze. In offenen Hausfluren liegt Unrat. Auch gesammelter, eingekaufter Unrat. Unrat als Handelsobjekt. Altes Zeitungspapier. Zerrissene Strümpfe. Alleinstehende Sohlen. Schnürsenkel. Schürzenbänder. Die Hirtenstrasse ist langweilig vororthaft. Sie hat nicht den Charakter einer Kleinstadtstrasse. Sie ist neu, billig, schon verbraucht, Schundware. Eine Gasse aus einem Warenhaus. Aus einem billigen Warenhaus. Sie hat einige blinde Schaufenster. Jüdisches Gebäck, Mohnbeugel, Semmeln, schwarze Brote liegen in den Schaufenstern. Ein Ölkännchen, Fliegenpapier, schwitzendes.

Ausserdem gibt es da jüdische Talmudschulen und Bethäuser. Man sieht hebräische Buchstaben. Sie stehen fremd an diesen Mauern. Man sieht hinter halbblinden Fenstern Bücherrücken.

Man sieht Juden mit dem Talles unterm Arm. Sie gehen aus dem Bethaus Geschäften entgegen. Man sieht kranke Kinder, alte Frauen. Der Versuch, diese Berliner langweilige, so gut wie möglich sauber ge-

haltene Strasse in ein Ghetto umzuwandeln, ist immer wieder stark. Immer wieder ist Berlin stärker. Die Einwohner kämpfen einen vergeblichen Kampf. Sie wollen sich breitmachen? Berlin drückt sie zusammen.

3

Ich trete in eine der kleinen Schankwirtschaften. Im Hinterzimmer sitzen ein paar Gäste und warten auf das Mittagessen. Sie tragen die Hüte auf dem Kopf. Die Wirtin steht zwischen Küche und Gaststube. Hinter dem Ladentisch steht der Mann. Er hat einen Bart aus rotem Zwirn. Er ist furchtsam.

Wie sollte er nicht furchtsam sein? Kommt nicht die Polizei in diesen Laden? War sie nicht schon einige Male da? Der Schankwirt reicht mir auf jeden Fall die Hand. Und auf jeden Fall sagt er: «Oh, das ist ein Gast! Sie sind schon so lange nicht dagewesen?» Niemals schadet eine herzliche Begrüssung.

Man trinkt das Nationalgetränk der Juden: Met. Das ist der Alkohol, an dem sie sich berauschen können. Sie lieben den schweren, dunkelbraunen Met, er ist süss, herb und kräftig.

4

Manchmal kommt nach Berlin der «Tempel Salomonis». Diesen Tempel hat ein Herr Frohmann aus Drohobycz getreu nach den genauen Angaben der Bibel hergestellt, aus Fichtenholz und Pappmaché und Goldfarbe. Keineswegs aus Zedernholz und echtem Gold wie der grosse König Salomo.

Frohmann behauptet, er hätte sieben Jahre an diesem Miniaturtempel gebaut. Ich glaube es. Einen Tempel wiederaufzubauen, genau nach den Angaben der Bibel, erfordert ebensoviel Zeit wie Liebe.

Man sieht jeden Vorhang, jeden Vorhof, j'ede kleinste Turmzacke, jedes heilige Gerät. Der Tempel steht auf einem Tisch im Hinterzimmer einer Schenke. Es riecht nach jüdischen zwiebelgefüllten Fischen. Sehr wenige Besucher kommen. Die Alten kennen den Tempel schon, und die Jungen wollen



Aufnahme 1932

nach Palästina, nicht um Tempel, sondern um Landstrassen zu bauen.

Und Frohmann fährt von einem Getto zum andern, von Juden zu Juden und zeigt ihnen sein Kunstwerk, Frohmann, der Hüter der Tradition und des einzigen grossen architektonischen Werkes, das die Juden jemals geschaffen haben und das sie infolgedessen niemals vergessen werden. Ich glaube, dass Frohmann der Ausdruck dieser Sehnsucht ist, der Sehnsucht eines ganzen Volkes. Ich habe einen alten Juden vor dem Miniaturtempel stehen gesehen. Er glich seinen Brüdern, die an der einzig übriggebliebenen, heiligen Mauer des zerstörten Tempels in Jerusalem stehen, weinen und beten.

5

Das Kabarett fand ich zufällig, während ich an einem hellen Abend durch die dunklen Strassen wanderte, durch die Fensterscheiben kleiner Bethäuser blickte, die nichts anderes waren als simple Verkaufsläden bei Tag und Gotteshäuser des Morgens und des Abends. So nahe sind den Juden des Ostens Erwerb und Himmel; sie brauchen für ihren Gottesdienst nichts als zehn erwachsene, das heisst über dreizehn Jahre alte Glaubensgenossen, einen Vorbeter und die Kenntnis der geographischen Lage, um zu wissen, wo Osten ist, der Misrach, die Gegend des Heiligen Landes, der Orient, aus dem das Licht kommen soll. In dieser Gegend wird alles improvisiert: der Tempel durch die Zusammenkunft, der Handel durch das Stehenbleiben in der Strassenmitte. Es ist immer noch der Auszug aus Ägypten, der schon Jahrtausende anhält. Man muss immer auf dem Sprung sein, alles mit sich führen, das Brot und eine Zwiebel in der Tasche, in der anderen die Gebetriemen. Wer weiss, ob man in der nächsten Stunde nicht schon wieder wandern muss. Auch das Theater entsteht plötzlich.

Jenes, das ich sah, war im Hof eines schmutzigen und alten Gasthofes etabliert. Es war ein viereckiger Lichthof, Gänge und Korridore mit Glasfenstern

klebten an seinen Wänden und enthüllten verschiedene Intimitäten der Häuslichkeit, Betten, Hemden und Eimer. Eine alte, verirrte Linde stand in der Mitte und repräsentierte die Natur. Durch ein paar erleuchtete Fenster sah man das Innere einer rituellen Gasthofküche. Der Dampf stieg aus den kochenden Töpfen, eine dicke Frau schwang einen Löffel, ihre fetten Arme waren halb entblösst. Unmittelbar vor den Fenstern und so, dass sie es zur Hälfte verdeckte, stand ein Podium, von dem aus man direkt in den Flur des Restaurants gelangen konnte. Vor dem Podium sass die Musik, eine Kapelle aus sechs Männern, von denen die Sage ging, dass sie Brüder sind und Söhne des grossen Musikers Mendel aus Berczew, an den sich noch die ältesten Juden aus dem Osten erinnern können und dessen Geigenspiel so herrlich war, dass man es nicht vergessen kann, weder in Litauen noch in Wolynien, noch in Galizien.

Die Schauspielertruppe, die hier bald auftreten sollte, nannte sich «Truppe Surokin». Surokin hiess ihr Direktor, Regisseur und Kassierer, ein dicker, glattrasierter Herr aus Kowno, der schon in Amerika gesungen hatte, Vorbeter und Tenor, Synagogen- und Opernheld, verwöhnt, stolz und herablassend, Unternehmer und Kamerad zu gleichen Teilen. Das Publikum sass an kleinen Tischen, ass Brot und Wurst und trank Bier, holte sich Speise und Trank selbst aus dem Restaurant, unterhielt sich, schrie, lachte. Es bestand aus kleinen Kaufleuten und deren Familien, nicht mehr orthodox, sondern «aufgeklärt», wie man im Osten Juden nennt, die sich rasieren lassen (wenn auch nur einmal wöchentlich) und europäische Kleidung tragen. Diese Juden befolgen die religiösen Bräuche mehr aus Pietät als aus religiösem Bedürfnis: sie denken an Gott nur, wenn sie ihn brauchen, und es ist ihr Glück, dass sie ihn ziemlich oft brauchen. Unter ihnen finden sich Zyniker und Abergläubische, aber alle werden in bestimmten Situationen sentimental und in ihrer Gerührtheit rührend. Sie sind in Dingen des Geschäfts rücksichtslos gegeneinander und gegen Fremde – und doch braucht man



nur an eine bestimmte verborgene Saite zu rühren, um sie opferwillig, gütig und human zu machen. Ja, sie können weinen, besonders in einem solchen Freilufttheater, wie es dieses war.

Die Truppe bestand aus zwei Frauen und drei Männern – und bei dem Versuch zu schildern, wie und was sie auf dem Podium aufgeführt haben, stockte ich. Das ganze Programm war improvisiert. Zuerst trat ein dünner, kleiner Mann auf, in seinem Gesicht sass die Nase wie ein Fremdes, sehr Verwundertes; es war eine impertinente, zudringlich fragende und dennoch rührende, lächerlicher Nase, eher slawisch als jüdisch, breite Flügel mit einem unvermutet spitzen Ende. Der Mann mit dieser Nase spielte einen Batlen, einen närrischweisen Spassmacher, er sang alte Lieder und verulkte sie, indem er ihnen überraschende komische, widersinnige Pointen anhängte. Dann sangen beide Frauen ein altes Lied, ein Schauspielerspieler erzählte eine humoristische Geschichte von Scholem Alechem, und zum Schluss rezitierte der Herr Direktor Surokin moderne hebräische und jüdische Gedichte lebender und jüngst verstorbener jüdischer Autoren; er sprach die hebräischen Verse und gleich darauf ihre jüdische Übersetzung, und manchmal begann er, zwei, drei Strophen leise zu singen, als sänge er so für sich, in seinem Zimmer, und es wurde totenstill, und die kleinen Kaufleute hatten grosse Augen und stützten das Kinn auf die Faust, und man hörte das Rauschen der Linde.

Ich weiss nicht, ob Sie alle die jüdischen Melodien des Ostens kennen, und ich will versuchen, Ihnen eine Vorstellung von dieser Musik zu geben. Ich glaube, sie am deutlichsten gekennzeichnet zu haben, wenn ich sie bezeichne als eine Mischung von Russland und Jerusalem, von Volkslied und Psalm. Diese Musik ist synagogal-pathetisch und volkstümlich naiv. Der Text scheint, wenn er nur gelesen wird, eine heitere, flotte Musik zu erfordern. Hört man ihn aber gesungen, so ist es ein schmerzliches Lied, das «unter Tränen lächelt». Hat man es einmal gehört, so klingt es wochenlang nach, der Gegensatz war ein scheinbarer, in Wirklichkeit *kann* dieser Text in keiner anderen Melodie gesungen werden.

Er lautet:

Ynter die griene Beimelach sizzen die Mojschelach, Schlojmelach, Eugen wie gliehende Keulalach ...
(Augen wie glühende Kohlen)

Sie sitzen! Sie tummeln sich nicht etwa unter den grünen Bäumen. Tummelten sie sich – dann wäre der Rhythmus dieser Zeilen so flott, wie er es auf den ersten Blick zu sein scheint. Aber sie tummeln sich nicht, die kleinen Judenknaben.

Ich hörte das alte Lied, das Jerusalem, die Stadt singt, so wehmütig, dass ihr Schmerz über ganz Europa weit hinein nach dem Osten weht, über Spanien, Deutschland, Frankreich, Holland, den ganzen bitteren Weg der Juden entlang. Jerusalem singt:

Kim, kirn Jisruleki I aheim (nach Hause)
in dein teures Land arain ...

Diesen Sang verstanden alle Kaufleute. Die kleinen Menschen tranken kein Bier und assen keine Würste mehr. So wurden sie präpariert für die schöne ernste, sogar schwierige und manchmal abstrakte Poesie des grossen hebräischen Dichters Bialik, dessen Lieder in fast alle Kultursprachen übersetzt sind und von dem eine Wiederbelebung der hebräischen Schriftsprache ausgegangen sein soll, die sie ' endgültig zu einer lebendigen macht. Dieser

Dichter hat den Zorn alter Propheten und die süsse Stimme eines jubelnden Kindes.



Trödler



Grenadierstrasse/
Ecke Hirtenstrasse
Aufnahme vor 1914

Jüdische Buchhandlung in der Grenadierstrasse.

Anfang der 20er Jahre wurde Berlin für kurze Zeit zu einem Zentrum der jiddischen und hebräischen Buch- und Zeitschriftenproduktion. An Verlagen entstanden: der Verlag Jüdische Arbeiterbuchhandlung, Jiddisch-Literarischer Verlag, Jüdischer Kulturverlag; die Kunstverlage Petropolis, Rimon und Schwellen, der Musikverlag Juwal, die Verlage Klal und Wostok und schliesslich die hebräischen Verlage Stibel, Dwir, Horeb und Omanut. Alle Verlage hatten ihr Hauptabsatzgebiet in Osteuropa und in amerikanischen Ländern. An Zeitschriften erschienen innerhalb weniger Jahre u.a. die «Jiddisch-Illustrierte Zeitung», «Die Jüdische Emigracie», «Die Jüdische Kooperacie», «Der Misrach-Jid»; in russischer Sprache die zionistische Zeitschrift «Raswjet» und in hebräischer Sprache «Hatekufa» und «Reschumim».

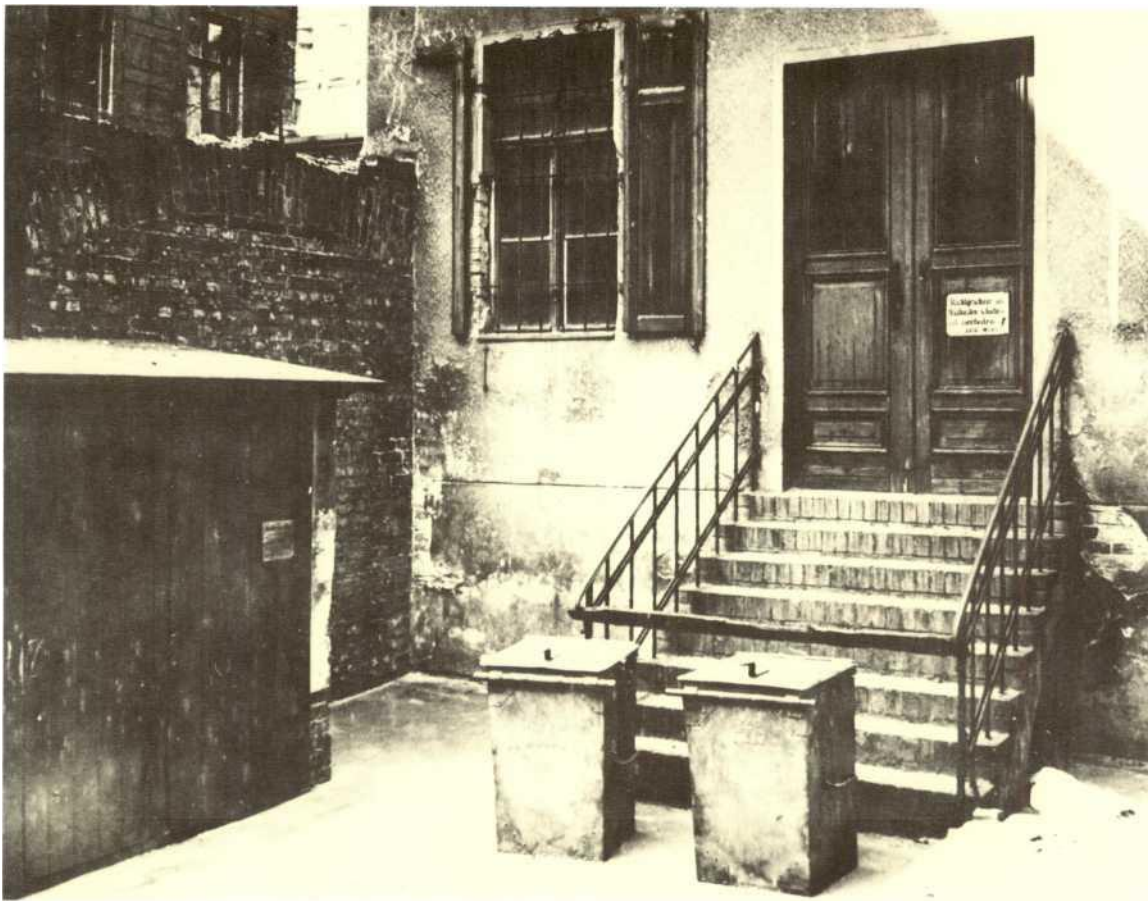


Max Fürst

Die Mulakei

Die Mulakstrasse und Umgebung war eines der berühmtesten Viertel von Berlin. Früher nannte man es das Scheunenviertel. Als ich 1927 nach Berlin kam, mietete ich ein Zimmer in der Münzstrasse, Ecke Kaiser-Wilhelm-Strasse. (Als ich wiederkam, hiess sie Karl-Liebknecht-Strasse.) Sie führte zum Bülow-Platz (heute Rosa-Luxemburg-Platz). Diese Gegend, Rückerstrasse, Alte Schönhauserstrasse, Linienstrasse, Gipsstrasse, Auguststrasse, Rosenthaler Platz, Schönhauser Tor, Artilleriestrasse und Grenadierstrasse, bildete das Zentrum des damaligen Judenviertels. Es war einmal eine gut bürgerliche Gegend gewesen, um die Jahrhundertwende, wie man bei Fontane nachlesen kann. Zu meiner Zeit waren die wohlhabenden Bürger, auch die Juden unter ihnen, schon längst in den Berliner Westen gezogen. Geblieben waren die ärmeren Geschäftsleute und Juden, die noch nicht lange in Berlin sesshaft waren. Es war eine Gegend der kleinen Leute und eine sehr volkreiche dazu. Immer waren die Strassen, auf die

viele kleine und kleinste Lädchen hinauswucherten, voller Leute, die zur Arbeit gingen oder von ihr kamen, immer standen Huren herum, die aber wie alle anderen zum Strassenbild gehörten und an denen keiner Anstoss nahm. Es gab auch Warenhäuser: Tietz und Wertheim, grosse Fabrikhäuser, Textilbetriebe und en-gros-Geschäfte, da war die Volksbühne auf dem Bülowplatz und gegenüber das Karl-Liebknecht-Haus, die Zentrale der Kommunistischen Partei, daneben das grosse Kino Babylon und dann die vielen kleinen Cafés, zum Beispiel das Rosencafé am Rosenthaler Platz. Die «Mulakei» oder der «Ochsenkopf» an der Ecke Rückerstrasse war ein altes Gebäude mit drei grossen Hinterhäusern. Ich weiss nicht, ob es wahr ist, was man mir damals erzählte, aber es könnte schon wahr sein, dass es zur Zeit des Alten Fritzen eine Kaserne war, später ein Arbeitshaus, in das man Herumtreiber einsperrte. Aus dieser Zeit stammt der Name Ochsenkopf. Als es Arbeitshäuser nicht mehr gab oder es dafür nicht mehr zu gebrauchen war, wurde es an arme Leute vermietet. Da wohnten dann Juden, Zigeuner, Huren und meine Freundin Hannchen. Im Hof befanden sich eine Schmiede und die Toiletten (ein viel zu feines Wort für diese Örtlichkeiten).



Hinterhof in der Linien-
strasse 27.
Aufnahme um 1934





Das Haus «Zum Ochsenkopf» in der Rücker-Strasse. 1931

Die Mulackstrasse galt als die verrufenste Strasse des Viertels.
Hier ein Hof zwischen den oft niedrigen Häusern. Aufnahme um 1910

Martin Beradt

Die Betstube

Das Viertel war voll von Winkelbetstuben, an Bethäusern gab es zwei. Das Bethaus der Gasse wahrte die strengere Überlieferung und zog deshalb viele aus den Nachbargassen an. Man durchschritt den Flur von Joels Gasthaus und fand über dem Hof eine Art von grossem Schuppen, gegen ein Haus gelehnt. Regengüsse hatten an den Wänden die Ziegel bunt und den Mörtel ausgewaschen. Vielfach steckten die Ziegel locker in den Wänden. Manche waren ausgehoben. Der Fuss trat auf löcherigen Asphalt. Die Torflügel schwingen in ausgeleierte Angeln, immer auf die Stösse eines Fusses; niemand öffnete mit der Hand.

In der Mitte war eine Erhöhung angebracht, von hier wurde am Sabbat der Wochenabschnitt verlesen. Der Vorbeter sang vorn an einem Pult. Zwei kleine Treppen führten links und rechts zu einer Lade, die in die Wand eingelassen war; hier standen die heiligen Rollen, aufrecht oder gegen die Wand gelehnt, auch sie durften nicht schwanken im Exil.

In drei durch Gänge abgeteilten Zügen zogen sich Bänke und Betpulte bis nach vorn. Unnachgiebig gegen sich hatte hier eine Anzahl Männer den Vormittag über gebetet und die Klagelieder hervorgestöhnt und -geweint, jetzt waren sie, schon lange vor Beginn des Gottesdienstes vor dem Bethaus erschienen, gingen auf dem Hof spazieren und warteten auf das Anzünden des Lichts als das Zeichen. Andere traten ein, gingen im Halbdunkel vor ihren Pulten auf und ab oder wanderten wieder auf den Hof zurück.

Noch wenige Minuten, und der Gottesdienst begann. Sofort verlor sich der Austausch durch die Tür. Jeder

setzte sich an seinen Platz, die Torflügel blieben offen, da der Menschen zu viele wurden, sie standen bis auf den Hof. Unter vielen Hunderten von Blicken hatte ein Diener eine Kerze nach der anderen entzündet. Matt leuchtete dazu, von dem Gebälk der Decke, die dunkelrote ewige Lampe. Geschenk eines Stifters, den die Kunst der Ärzte einst gerettet.

In der herkömmlichen Weise liessen die Beter den Körper von dem vorgesetzten rechten Fuss auf den zurückgestellten linken schwingen. Die nicht abbrechende Bewegung sollte das Blut erregen und erregte es. Immer lauter wurden die Stimmen. Auf den innersten Pultplätzen der Reihen pressten die Männer die Stirnen gegen die Wand, wo der Anhauch des Atems in Wassertropfen niederrann, oder reckten die Arme an ihr empor und schüttelten um Erbarmen abwechselnd die Rechte und die Linke. Als der Gottesdienst fortschritt zu dem Gebet von den achtzehn Lobpreisungen Gottes, schrien alle auf bei dem Bekenntnis ihrer Sünden und schlugen die Brust mit der geballten Faust. In Andacht schwoh eine Stimme über die andere hinaus, eine zweite jagte nach und riss sie herab. Eine dritte stieg in die Luft. Zu höchsten Höhen aufgestiegen, wurde sie ebenso heruntergeholt und zerfleischt. Wie anwälzende See rollten die Stimmen auf die Wände, entfesselten und ergossen sich bis in die Dachsparren, wogten durcheinander, überstürzten sich, schaurig in der Regellosigkeit des Wahnsinns. Auf einmal, als man erwartete, es müssten alle verzweifelt innehalten vor Erschöpfung, hoben sich zwei Männer in die zusammengenommenen Spitzen ihrer Füsse, heulten mit aufgehobenen Händen und schleuderten den Gesang auf eine Art hinaus, als gelänge es jetzt, als liefe mit der heiser geschrienen Stimme die Seele aus dem Körper unmittelbar durch die Decke zum Firmament.



Verkauf religiöser Bücher
im Hauseingang des Bet-
hauses der «Agudat Israel»,
einer Vereinigung strengor-
thodoxer Juden.



Synagoge
Kleine Auguststrasse

Kleine August-
strasse Nr. 10.
Ein Schatten auf der
Brandmauer ist von der
Synagoge zurückgeblie-
ben, weiter nichts. Keine
Gedenktafel findet man,
dafür ein Hinweisschild
des verdinglichten Den-
kens:



«VMI Objekt ‚Kleine
Auguststrasse‘. Dieses
Objekt wurde von Bür-
gern des WB A 24 Berlin-
Mitte im VMI geschaf-
fen.»





Ankunft in Berlin 1928.
Wahrscheinlich das Gefolge
eines durchreisenden chassidischen Rabbiners, der, wie
der berühmte Belzer Rebbe,
R. Isachar Dow Rokach, für
eine Weile bei seinen Anhängern
im Scheunenviertel
richtiggehend Hof hielt.



Sukkoth (Laubhüttenfest) 1933.
Verkauf von Ethrog
(Paradiesäpfel) und Lulaw
(Palmzweige) in der
Grenadierstrasse



Von den National-
sozialisten demolierte
Betstube. 1939



Ruine einer Synagoge in der Grenadierstrasse. Der Krieg hat die vorhergegangenen Zerstörungen durch die Nationalsozialisten kaum verschlimmert.

Aufnahme 1945



Innenhof im ehemaligen orthodoxen Rabbinerseminar der Artilleriestrasse (heute Tucholskystrasse)



Führer durch das Haus Auguststrasse 14-15

Vorderhaus links parterre,
I. Stock und Hof links
I. Stock:
II. Mädchenwohnheim
des Verbandes Berlin des
Jüdischen Frauenbundes.
Vorderhaus rechts
I. Stock:
Tagesheim für Säuglinge.

Vorderhaus rechts
II. Stock:
Chewra Kadischa Gross-
Berlin.
Quergebäude Keller, rechts:
Kochschule der Jüdi-
schen Gemeinde.
Quergebäude parterre,
I. Stock und II. Stock
rechts, Hof links I. Stock:
Jüdisches Kinderheim
«Ahawah».
Quergebäude II. Stock
links:
Arbeitsstube für Frauen
und Mädchen: Nähstube.

Quergebäude rechts
II. Stock:
Zahnklinik und orthopä-
discher Turnsaal der Jüdi-
schen Kinderhilfe.
Hof links, parterre: Kinder-
stube des Wohlfahrtsam-
tes der Jüdischen Ge-
meinde.
Hof links, II. Stock: Jüdi-
sches Mädchenheim
«Ahawah».
III. Hof links parterre: Kin-
dergarten Agudas Jisroel.

Nebenhaus Nr. 16, Keller:
Kleiderkammer «Peah»
der Jüdischen Gemeinde.

(aus: Jüdisches Jahrbuch
1928)

Heute befindet sich in dem
Gebäudekomplex eine
Hilfsschule und die «Max
Planck» Oberschule.

Aufnahme 1980

Inge Unikower

Gerschon macht deutsche Erfahrungen

Hutkaufmann! Gehöhnt hat der Beamte auf dem Polizeipräsidium, wo Gerschon vierteljährlich die Verlängerung der Aufenthaltserlaubnis beantragen muss. «Händler sind Sie! Können Sie denn eine Lehre oder eine Ausbildung nachweisen? Händler sind Sie, wie Ihr Galizianer alle, das verfluchte Pack, das uns auf der Pelle liegt!» Nicht einmal als Ladeninhaber kann sich der kleine Gerschon ausweisen. Weil er noch nicht mündig ist, läuft das Gewerbe auf den Namen des Onkels Markowitsch vom Moritzplatz. Auch Galizianer ist Gerschon nicht. Lödz liegt weit westlich von Galizien. Das sagen wir nur, um den Beamten in Geographie zu korrigieren, sonst macht es nichts aus. Doch jedesmal trifft Gerschon das grobe, überhebliche Wort wie ein Dolchstich, jedesmal, alle Vierteljahr wieder und manchmal öfter, wenn nämlich die Bewilligung aus unerfindlichem Grunde nicht erfolgt und er sofort den neuen Antrag stellen muss. Solange ein Antrag läuft, ist der Antragsteller gedeckt. Schliesslich wird die Aufenthaltsgenehmigung doch wieder verlängert, und unerfindlich ist, warum diesmal und vier Wochen zuvor nicht. Dahinter steckt doch wohl Schikane.

Ich will um nichts in der Welt Händler sein, hab es nie sein wollen, weisst du ja, sagt Gerschon. Aber es ist doch auch nichts Schlechtes, ein ehrlicher Händler zu sein. Was wollten viele Leute machen, wenn ihnen die Händler nicht brächten, was gebraucht wird. Sind die christlichen Händler besser als die jüdischen? Und überhaupt, sind meine Leute denn alle Händler? Handwerker sind die meisten, Stubenmaler, Klempner, Tischler, Zimmerer, Schneider sehr

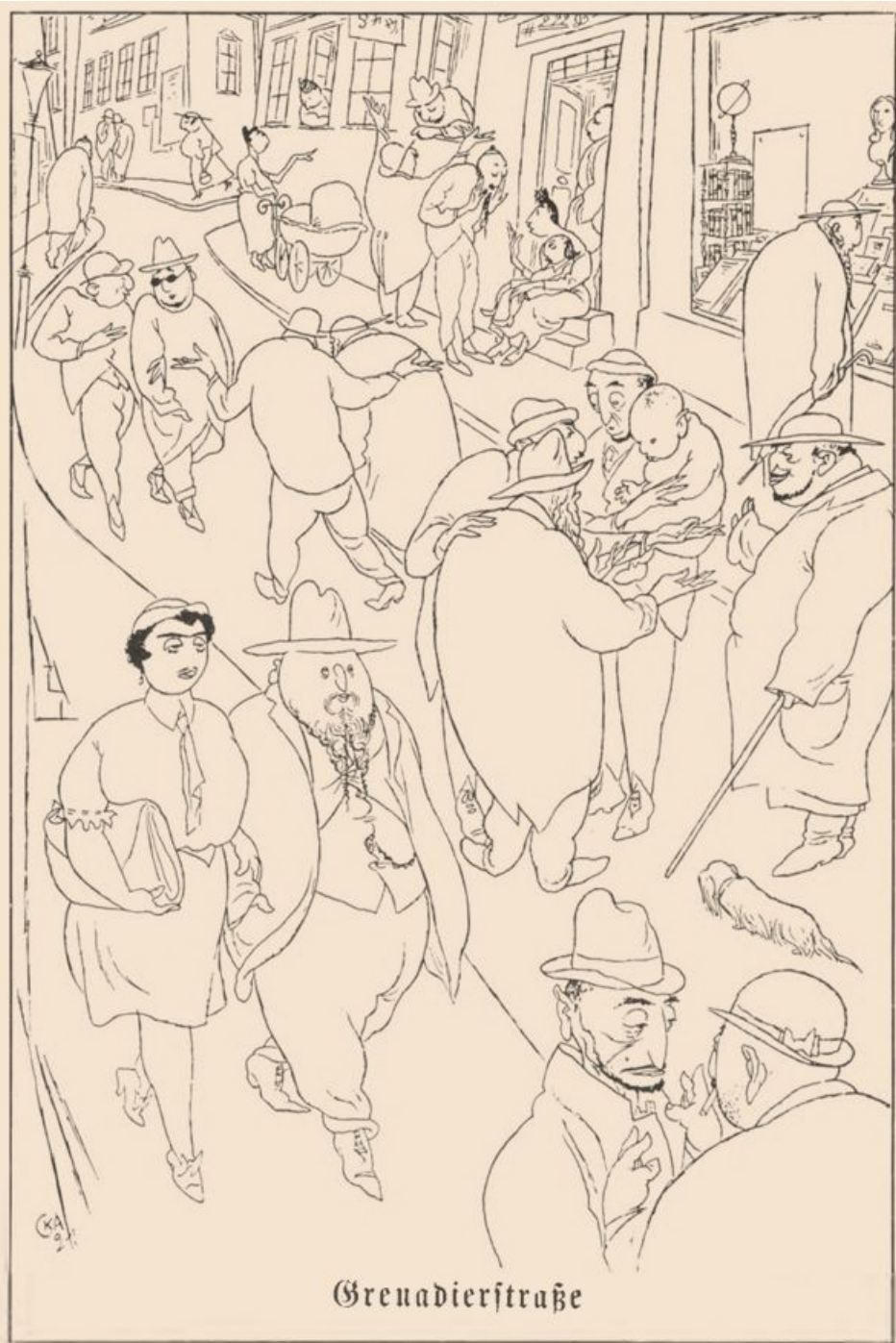
viele und teils ganz ausgezeichnete, Schuhmacher und Weber gibt es, vor allem auch Glaser und Fleischer, nicht gerechnet die vielen Studenten.

Das eben, Gerschon, ist es, was du nicht siehst. Die da wie du in den Kriegsjahren und schon zuvor aus dem Osten gekommen und den Behörden ein Dorn im Auge waren, sind zuallermeist im Grunde genommen Arbeiter. Sie vergrössern das Proletariat, das sich in den Städten zusammenballt, vor allem in Berlin und in seinen ärmsten Vierteln. Dort sammelt sich Zündstoff, dort wird der Ruf nach notwendigen sozialen Veränderungen immer unüberhörbarer und stärker. Dagegen hat die Polizei etwas und – wie wir wissen – auch die nach der misslungenen Revolution in rascher Folge wechselnden Regierungen der Weimarer Republik.

Unter den eingewanderten Juden sind welche, die gar nichts gelernt haben, sich nun in An- und Verkauf versuchen, und darunter gibt's sicher einige ausgesprochene Nichtsnutze und Abenteurer, nicht mehr und nicht weniger, als bei den Deutschen auch vorkommen. Aber die jüdischen Nichtsnutze fallen mehr auf. Sie sind ohnehin unerwünschte Staatenlose, und ihr schlechtes Deutsch klingt anders als das schlecht sprechender Deutscher.

Gerschon und der Kulturverein «Progress»

Es wäre jedoch über das Leben des kleinen Gerschon im Berlin zu Anfang der zwanziger Jahre nur halb berichtet, vergässen wir den Kulturverein Progress... Der ist inzwischen eine Institution geworden, berichtet Gerschon. Achtzig bis hundert Hörer haben wir bei unseren Bildungsvorträgen. Für die mieten wir einmal wöchentlich den grossen Saal unseres Gast-



Grenadierstraße

Karikatur von
Karl Arnold.
Simplizissimus 1921

wirtes. Die Unkosten decken wir aus den Eintrittsgeldern und freiwilligen Beiträgen. Die meisten Referenten stellen sich uns umsonst zur Verfügung. Epstein wirbt in seinem journalistischen Bekanntenkreis und ich Referenten im Klub der jüdischen Studentenvereinigung. Dadurch ist unser Programm sehr bunt. Wir nehmen, was sich an Vorträgen bietet. Es lesen und diskutieren bei ihnen zum Beispiel Else Lasker-Schüler und David Bergelson. Erstere eine deutsche Dichterin aus einer westdeutschen Bürgerfamilie, fast kann man sagen, einer grossbürgerlichen, nun unübersehbar Boheme. Aber mit ihren hebräischen Balladen, die sie vorträgt, zaubert sie wieder die geistige Welt herauf, der die jungen Leute entflohen und – entflohen sind. Der expressive Sprach- und Vortragsgestus verwundert unsere jungen Leute nicht. Den sind sie gewohnt. Übersteigerte Darstellungsart ist ihnen schon aus dem religiösen Ritus bekannt. Doch befremdet und verwundert sie das seltsame Blühen dieser Sprache.

Wenn sie ihre Verse über unsere altvertrauten biblischen Gestalten vortrug, erzählt Gerschon, sahen wir uns an und hörten die deutsche Sprache wie einen Gesang von Worten, doch drang er nicht in unsere Herzen. Sie stand da, klein und zart, ganz in schwarzen, glänzenden Stoff gekleidet, mit kurz geschnittenem Haar – was damals noch nicht Mode war –, mit grossen Schwermutagen und wie entrückt. Wir verstanden sie wohl, aber sie war uns fremd wie aus einer anderen Welt. Viele ihrer Gedichte waren eine grosse Klage, aber eine hoffnungslose. Wir wollten nicht hoffnungslos sein.

Lomich gemacht, sagte einer unserer Jungen, als sie fort war. Das heisst: Lass mich! Im Sinne von: Verschon mich. Dazu gehört eine wegwerfende Handbewegung, von der man sagt, eine typisch jüdische. Das sind eben Jekkes, also deutsche Juden, und was verstehen die schon von uns. Diese Else Lasker kam uns weltfremd vor, fern unserer Realität. Wir waren zu hart geprügelt worden, um uns erheben zu können

zu solchem Überschwang von Phantasie. Unter Tränen hab ich allenthalben Bialiks «In der Stadt des Würgens» vorgetragen, das er geschrieben hat nach dem Pogrom von Kishinew 1905, und hab zwei Jahre gebraucht und es immer wieder für mich gesprochen, bis ich es hab darbringen können, ohne die Fassung dabei zu verlieren. Er ist mein Dichter, hat in brennenden, schmerzlichen Worten aufgeschrieben, wie es ausgesehen hat nach den Pogromen in den Häusern und Städten und in den Menschen. Wie es weitergehen soll, hat er die Menschen aufgerufen zu antworten, für uns alle.

Lomich gemacht haben wir auch bei Arno Nadels Gedichten. Aber seine Lieder haben wir gern gesungen, wenn er am Klavier sass bei unserem Gastwirt in der Landsberg Allee. Magda ist zu ihm nach Haus gegangen, hat sich alle Noten geben lassen und hat diese jüdischen Lidlach so heimatlich gesungen, dass es mir tief ins Herz gegangen ist, berichtet Gerschon. Und dann kommt David Bergelson. Welch Gegensatz zu Else Lasker-Schüler. Er ist Sozialist und Realist, ein jiddischer Romancier aus der Ukraine und zu der Zeit in Berlin.

1922 und 1923 sind seine bekanntesten Romane «Rings um den Bahnhof» und «Ende vom Lied» herausgekommen. Später ist er dann wieder in die Sowjetunion übergesiedelt. Er schildert in seinen Büchern den Untergang der alten Welt und beweist, dass im Kampf zwischen den alten bourgeois, den feudalistischen wie den kapitalistischen Verhältnissen die neue revolutionäre Ordnung siegen muss. Wie sollte es sonst anders werden in den Städten und Dörfern des Ostens und ihrem Elend und dem Elend in der Welt, wenn nicht eine neue, sozialistische Welt mit einem neuen Menschen aufkommt, der diese neue Welt schafft, sich für sie einsetzt und dafür kämpft. Das war bei David Bergelson wie in Bildern gemalt, berichtet Gerschon, und das Ziel sahen unsere Jungen als das ihre und lauschten aufmerksam dem russisch-litauischen Jiddisch, das Bergelson sprach. Ich hatte mir das litauische Jiddisch auch angewöhnt, nachdem ich als Laienschauspieler auftrat, während zu Hause



Jüd.-Literarischer Abend Kultur-Verein Progress

Sonnabend, den 5. Januar 1924, 7½ Uhr abds findet im
gr. Saal des zion. Heims, Landsberger Str. 89 ein

Vortrag des Herrn Prof. Dr. Stermann

über das Thema „Die Klacze“ von Mendele
Moche Sfarim, statt. **Die Kultur-Kommission.**

Der «Kulturverein
Progress» 1923/24

Verband der Ostjuden

Zugunsten seines Hilfswerkes

Dienstag, den 3. Januar 1922, abends 8 Uhr

Elite - Aufführung des Jüd. Künstler-Theaters

Erstmalig

„Der Dorfsjung“

Schauspiel in 4 Akten von Leon Kobrin,
unter Mitwirkung der hervorragendsten
Kräfte des Jüdischen Künstler-Ensembles.

Karten zu haben im Büro des Verbandes
der Ostjuden, Auguststraße 17, Zimmer 21.
(Telephon: Norden 4244) und an der Abendkasse.

Polnisch-Jiddisch gesprochen wurde. Das litauische Jiddisch war gewissermassen unsere Hochsprache. Aber auch bei David Bergelson blieb unsere Frage offen: Was machen wir hier in unserer Situation?

Gerschon, Alexander Granach und das jiddische Theater

Aber noch sind wir in Berlin vor dem Höhepunkt der Inflation. Bald wird man mit einem passablen Geldschein nicht mal mehr eine Strassenbahn-Fahrkarte bezahlen können. Noch blüht und gedeiht der Kulturverein Progress. Seine grosse Wanderung hat noch nicht begonnen. Das Schönste waren damals, berichtet Gerschon, die zahlreichen persönlichen Begegnungen mit dem Schauspieler Alexander Granach vom Deutschen Theater. Er hatte die künstlerische Oberleitung unseres Studios für Laienspiel – wie wir es grossspurig nannten – übernommen. Es bestand aus sechs Mitgliedern, und ich war der jugendliche Liebhaber. Unser Probenraum lag in der Rosenthaler Strasse 40-41 am Hackeschen Markt, hinten rechts auf einem der Fabrikhöfe. Wir spielten Einakter von berühmten jiddischen Schriftstellern wie Scholem Alejchem, Perez, Schalom Asch und Perez-Hirschbein und alte Piecen aus dem vorigen Jahrhundert, so, wie heute in der Volksbühne wieder alte Farcen aufgeführt werden. Natürlich waren alle begeisterte Theaterfreunde. Nicht selten sprach Alexander Granach für uns noch einmal einen Ausschnitt aus einer grossen Solorolle. Hin und wieder besorgte er uns Freikarten für das Deutsche Theater, so dass auch die Allerärmsten nicht zurückstehen mussten.

Wir bewunderten ihn, und wir liebten ihn sehr. Wenn er nach fröhlichem Umtrunk in die Hände klatschte, bildeten wir einen grossen Kreis um ihn, und er spielte die Rolle des Vorsängers. Unter seiner Regie tanzten und sangen wir dann den Fortgesang

Krawalle im Berliner Zentrum.

Antisemitische Ausschreitungen.

Was man in Deutschland vor dem Kriege für völlig unmöglich gehalten hatte, was unter der planmäßigen antisemitischen Hege seit 1918 sich langsam vorbereitete und im Reichlichen Osten, auch außerhalb des Reichs: Nachtbeschießungen, und da zum Ausdruck gekommen war, das ist geschehen auf eine der Reichshauptstadt Berlin: Die Plünderungen im Scheunenviertel, über die wir bereits im Abendblatt Mitteilung machten, haben sich als erster herausgestellt, als es zuerst schien; sie nahmen ganz offensichtlich pogromartigen Charakter an. Die Vorgänge spielten sich, soweit sich bisher überlegen läßt, folgendermaßen ab:

Am Vormittag gegen 11 Uhr sauten sich vor dem Arbeitsamt in der Alexanderstraße zehntausende von Erwerbslosen, weil es hieß, daß das Amt Unterstützungsgelder ausgeben würde. Eine halbe Stunde später wurde jedoch mitgeteilt, daß kein Geld vorhanden sei. Der Menge bemächtigte sich eine große Erregung, und diesen Augenblick benutzten, wie einwandfrei festgestellt worden ist, gewerbsmäßige Agitatoren, um überall herumzuziehen, daß die in der Mühl-, Dragoner- und Grenadierstraßen anfalligen „Gallisten“ das von der Stadt besonders zur Erwerbslosenfürsorge herausgegebene wertbefähigte Reisgeld planmäßig aufzukauften hätten. Diese Forderungen fanden Boden, und wenige Minuten später, etwa gegen zwölf Uhr mittags, begannen dann auch die Plünderungen jüdischer Geschäfte und Wohnungen. Ehe die erschreckten Bewohner dieser Gegenden ihre Geschäfte schließen konnten, drangen tausend besonders jugendlicher Burschen in die Läden und Zimmer ein, prägeln die Bewohner, zogen ihnen die Kleider vom Leibe und stießen. Dieses Treiben wurde systematisch etwa eine Stunde von Haus zu Haus fortgesetzt, ehe die Schutzpolizei alarmiert war. Aber auf der Straße gehende jüdische aussehende Mensch wurde von einer schreienden Menge umringt, zu Boden geschlagen und seiner Kleider beraubt. Ein besonders heftiger Fall spielte sich in der Mühlstraße ab, wo man einen jungen Juden verfolgte, ihn bis aufs Hemd auszog und halb tot schlug. Er wurde schließlich in Schutzhaft genommen und aufs Polizeipräsidium transportiert.

Inzwischen waren auf Lastautomobilen bedeutende Verletzungen der Schutzpolizei eingetruffen, die besonders gefährdete Teile der Grenadier-, Mühl- und Dragonerstraßen absperrten. Gegen 2 Uhr wurde eine Anzahl von Herren im Scheunenviertel von der Menge schwer mißhandelt. Dabei fiel ein Schuß. Einer der Beteiligten, Dr. J. A., der seine ärztliche Praxis in der bedrohten Gegend ausübt, teilt uns über seine Erlebnisse mit: „Wer den Schuß abgegeben hat, weiß ich nicht. Nebenfalls war er das Signal für die Menge, erneut über uns herzufallen. Wir wehrten uns, so gut es ging. Ein Automobil mit einem Major und zwei Schutzpolizeuten erschien. Der Mob stob auch im selben Augenblick zurück. Der Major gab aber sofort das Zeichen, weiter zu fahren, obwohl es den Beamten mit unserer Unterstützung, zu der ich mich erbot, ein Leichtes gewesen wäre, Ordnung zu schaffen. Das Auto trug die Nummer IA 6108. Danach bedrängte die Menge uns verstärkt, bis ein größeres Auto mit Schupomannschaften erschien. Die Schupomannschaften schritten unter dauernden Mißhandlungen schwerster Art zu unserer Verhelfung. In der Kaserne in der Alexanderstraße auf dem Hofe mußten wir inmitten von ungefähre 300 Schutzbeamten mit erhobenen Händen Aufstellung nehmen und wurden wiederum schwer mißhandelt. Wie selbst ist der Mittelschmied der rechten Hand zertrümmert worden. Ich habe vier Jahre an der Front als Arzt mitgemacht, bin Schwereverwundeter, bin im Besitz des Eisernen Kreuzes II. und I. Klasse und des höchsten Ritterordens. Die Zustände machten auf mich nicht den Eindruck, als ob ich mich in einem Rechtsstaat befände.“

Oberst Raupisch erklärte uns die Frage, wie er das Verhalten der Schutzpolizei während der heftigen Plünderungen und Krawalle im Scheunenviertel beurteilt, daß er eine antisemitische Einstellung der Schutzpolizei sowohl bei den Mannschaften wie im Offizierskorps für vollkommen ausgeschlossen halte. Der Kommandeur der gestrigen im Scheunenviertel eingesetzten Polizeimannschaften, Major Siebe, sei als politisch liberal bekannt. Das Vorgehen der Beamten im Scheunenviertel sei durch die Eigenart der Verhältnisse sehr erschwert worden, da es sich zuweilen um Erwerbslose handelte, die über die Nothilfe, daß kein Geld für sie vorhanden sei, aufs äußerste erregt waren. Oberst Raupisch hat gestern nachmittag

einem strengen Tagesbefehl an die Beamten herausgegeben lassen, in dem er sie auffordert, das Gut und Leben jedes bedrohten Bürgers, gleichgültig welcher Konfession, unbedingt mit allen Mitteln zu schützen. Da die Plünderungen in den verschiedenen Stadtteilen auch am gestrigen Nachmittag eher zu als abnahmen, hat der Kommandeur außerdem den höchsten Grad der Alarmbereitschaft für die Groß-Berliner Schutzpolizei angeordnet.

Den von uns vorstehend berichteten Fall des Arztes Dr. A. wird Oberst Raupisch sofort aufs strengste unterlassen lassen. Der Kommandeur deutete noch einmal zum Schluß, daß er jede Garantie dafür übernehme, daß die Berliner Schutzpolizei von antisemitischen Stimmungen frei sei.

Nachts im Scheunenviertel.

Die Läden sind längst geschlossen. Vor der Zentralmarkthalle ist alles ruhig. Zwei Posten mit vorangehendem Revolver lassen niemand durch. Auf dem Alexanderplatz selbst ist wenig zu merken. Der Menschenstrom, durch die Gassen, die aus allen Stadtteilen gekommen sind, zieht in die Richtung zur Alexanderstraße, zur Mühlstraße und halt sich an der Preussauer Allee. Nur die Hausbewohner des abgeperrten Gebietes werden nach Vortragung eines Ausweises durchgelassen.

In der Kaserne vorbei. In den Durchgängen überall eine heulende Menge. Es wird im Dunkeln geplündert. Ein Schutzmannschicht an der Ecke der Dragonerstraße ist ausgeraubt, die Scherben der Fensterscheiben liegen auf der Straße umher. Plötzlich erhebt ein Pfiff. In langer Reihe, die die Breite der ganzen Straße einnimmt, rückt ein Posten der Schutzpolizei vor. „Straße frei!“ ein Offizier ruft. „In die Häuser treten!“ Die Menge geht langsam weiter. Überall mit denselben Schreien: „Schlagt die Juden tot!“ Agitatoren haben das verunglückte Volk lange genug bearbeitet, daß es sich auf jene armenhüligen Gestalten nicht in einem perfekten Mitleid in der Dragonerstraße ihren elenden Brodtenhandel betreiben. In die Grenadierstraße wird niemand hineingelassen. Die Posten, alle mit vorgehobenen Gewehren, treiben hart zum Weitergehen an. In der Mitte der Straße, die durch trübe Gaslaternen nur notdürftig erleuchtet ist, brennt ein helles Feuer. Um Hinterhand sieht man die Silhouette der schreienden Masse.

Es ist aufgereizter Hass, nicht Hunger, der sie zum Plündern treibt. Jedem Passanten mit jüdischem Aussehen gehen sofort einige junge Burschen nach, um ihn im gegebenen Augenblicke anzufallen.

Die Plünderungen erstrecken sich fast auf alle Stadtteile, besonders zahlreich waren sie im Norden und Osten, aber auch im Westen und im Zentrum kamen mehrere Fälle vor. Besonders hatten es die Plünderer auf Lebensmittelgeschäfte abgesehen, aber auch Zigarettenläden, Stoffläden und Konditoreien wurden angegriffen und geplündert. In manchen Fällen konnten Plünderer von der Schupo festgenommen werden, darunter auch Frauen. Die Anfassungen waren auch bei Andbruch der Nacht noch nicht beendet.

Dörfliche Agitatoren mit Ueberfallkommandos.

Zu den bereits berichteten Plünderungen und Unruhen ergaben sich noch folgende:

Der Geschäftsführer des Verbandes Groß-Berliner Ortsgruppen des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, der sich auf die Alarmnachrichten bis an den Ort der Ausschreitungen begeben hatte, um sich über deren Umfang zu unterrichten, wurde in der Gegend der Kaiser-Wilhelm- und Birtenstraße von einem gut gekleideten dörflichen Agitator, der mit einem Ueberfallkommando arbeitete, unter der Forderung der Verschweigung festgehalten: „Der Jude hat mit dem Messer geschossen!“ Tatsache ist, daß der Beschuldigte weder ein Taschenmesser noch sonst irgendeine Waffe bei sich trug, so daß diese Proklamation als ein verabschiedetes Angriffszeichen erscheint. Sofort wurde der Herr von der Menge überfallen. Man schlug mit Stöcken und Fäusten auf ihn ein, während aus der Umgebung Rufe erklangen: „Nicht ihn aus, umlegen!“ Nur dadurch entging der Ueberfallene dem Tode, daß ihn ein Schutzpolizeikommando von der Menge befreite und ihn auf einem Lastauto in Sicherheit brachte. Bei diesen Vorfällen zeichneten sich besonders Frauen und ganz junge Leute überaus aus. Sie lachten, wie man beobachten konnte, erst die Arbeitslosen an und zeigten sie dann zu Täuschlichkeiten und Plünderungen auf.

und den Antwortgesang, so, wie die Chassidim in der Heimat das tanzten und sangen.

Du mußt dir das so vorstellen, Leser: In einem grossen gemeinsamen Reigen steht der Schauspieler Granach oder geht in Gegenbewegung zum Kreis der anderen und singt oder spricht melodramatisch oder tanzt als Kopf der Tänzerschlange. So singen und tanzen sie die Horra zum Beispiel, die der Tanz der Jugend ist. Oder der Rabbi singt und tanzt seiner Gemeinde entgegen in Melodien, die ohne Worte gesungen werden, die getragen, ergreifend, ja erregend sind. Man nennt sie Nigunim. Sie steigern sich von Wiederholung zu Wiederholung bis zur Ekstase. Das alles werde ich nie vergessen, sagt Gerschon.

Gerschon geht wegen einer ernstern Sache in den Zirkus.

1923 sass der ganze Kulturverein Progress eines Tages aufgeregt im Zirkus Busch, gleich vorn an der Piste, in dem Rundbau am Bahnhof Börse, der jetzt Bahnhof Marx-Engels-Platz heisst, da, wo an der Burgstrasse heute eine schöne Grünanlage bis an den S-Bahn-Strang und an die Spree reicht. Alle bangten um Sische Breitbart. Du weisst natürlich nicht, wer das war, Leser, und wirst den Kopf schütteln, wenn wir dir erzählen, dass ein grosses altes vierbändiges Lexikon von 1927 in zwölf Zeilen Siegmund Breitbart aus Łódź als Schwerathleten und Zirkusmenschen ausweist. Naja, natürlich, aus Łódź, wirst du sagen. Aber das genügt nicht. Dem ist allerhand vorausgegangen.

1923 nämlich gab es in Berlin Exzesse. Die Inflation, in der die kleinen Sparer um ihren Notgroschen geprellt wurden und die Arbeiter um den Wert ihrer Arbeit, brachte Unruhe. Und hinzu kam ein täglicher Zustrom von Ostjuden und Heimatlosen nach Deutschland. Die da kamen, waren grösstenteils Arbeiter und kleine Handwerker, und weil sie nichts

besaßen, bevorzugten sie für ihren Aufenthalt, und sei er nur vorübergehend, zumeist die ärmsten Viertel im Zentrum von Berlin, vor allem das Scheunenviertel hinter dem Alexanderplatz. Hier in der Nähe wohnte auch der legal eingereiste Artist Siegmund Breitbart. Er galt als der stärkste Mann der Welt, hatte einen Vertrag mit Zirkus Busch. Freilich verfügte jeder Zirkus, der auf sich hielt, über einen der «stärksten Männer der Welt». Vermöge seiner enormen Willenskraft bog Breitbart dicke Eisenstäbe, liess Lastwagen über seinen Köpfen rollen und zerriss schwere Eisenketten wie einen Strick, alles ohne Trick. In die Arena fuhr er als Gladiator ein mit Vierergespann vor römischem Prunkwagen.

Nun werden wir dir gleich erklären, Leser, wieso seinerzeit der Kulturverein Progress eines Tages im Zirkus Busch sass, wo Zirkus wahrhaftig nicht zu seinem Bildungsprogramm gehörte. Der Kampf um Erwerb und Existenz in der eingessessenen Bevölkerung, genauer: in bestimmten Kreisen davon, die sich von rechtsextremistischen Drahtziehern aufputschen liessen, führte also 1923 zu Exzessen im Viertel hinter dem Alexanderplatz. Schlägerbanden, heruntergekommene, durch Hunger und Krieg verrohte Menschen gingen auf diese Einwanderer los, und zwar vor allem auf die jüdischen. Da wird Sische Breitbart, verdeutscht Siegmund, der Kraftmensch aus Łódź, die Grenadierstrasse, wo es am schlimmsten zugeht, durchpflügen, lediglich mittels der Kraft seiner Arme, wird unbewaffnet die Schläger rechts und links neben sich niedermähen auf das Pflaster. So säubert er auch gleich die Nebenstrassen und lädt die zurückweichenden Horden ein, sich mit ihm im Zirkus Busch zu messen.

Und sie kamen, berichtet Gerschon. Wie ein Lauffeuer hatte sich Sisches Sieg gegen die Banden herumgesprochen, und wir vom Kulturverein Progress gingen zum ersten Male in einen Zirkus und sahen pochenden Herzens Sische vom Triumphwagen steigen, sich im Sand mitten in der Arena ausstrecken. Ein schweres, breites Brett schleppten sechs Männer herbei und legten es ihm über Brust und Bauch. Auf Rollen wurde ein riesiger Schmiedeamboss hereingeschafft und über das Brett auf Sisches Leib ge-

schoben. Mir hat der Atem gestockt. Das kann doch ein Mensch unmöglich aushalten!

Und nun: Einladung ans liebe Publikum, bitte, wer will seine Kraft versuchen, sich messen mit Siegmund Breitbart, dem Eisenkönig von Berlin aus Łódź? Da kommen sie, die verhinderten Pogromhelden der Grenadierstrasse, haben sich mit Vorschlaghämmern und mit Schmiedehämmern bewaffnet. Aus dem Zirkusspektakulum wird – betrachten wir es genau – indirekt versuchter Mord. Sie schlagen mit aller Kraft auf den Amboss, erst reihum im Rhythmus, das gehört noch zum Zirkusprogramm, macht sich gut, dann mit steigender Wut mehrere zugleich, alle zugleich, vier, sechs, die noch übrig sind, die die schweren Werkzeuge noch heben können. Der Schweiss bricht ihnen aus, aber der Amboss wankt nicht. Unter uns gesagt, Leser – es ist doch ein Trick bei dieser Kraftprobe. Dass das sich abstrapazierende Publikum etwas bewirken könnte, darin liegt er. Das ist ein Illusionseffekt, indem nämlich das Eigengewicht des gewaltigen Ambosses die Wucht der Schläge aufhebt.

Breitbart hat das enorme Gewicht des Ambosses auszuhalten, solange das schlagende Publikum durchhält. Das genügt ja wohl auch. Die Schläge, ob von einem oder von mehreren, die spürt er nicht. Träfen sie aber auf den Kopf oder Hals oder schlugen sie neben den Amboss auf das Brett über der Brust, sie würden ihn erschlagen, und dann wäre es bewusster und direkter Mord gewesen. Aber zum Glück kennen sie den Sensationstrick nicht und erliegen der suggestiven Anziehungskraft des Trumms vom Amboss.

Als sie nicht mehr können, aufgeben müssen, sich auf ihre Riesenhämmer stützen, fegt Sische Breitbart mit einer lässigen Armbewegung Brett und Amboss weg, steht auf, klopft sich den Sand ab, besteigt – wortlos sich verneigend – seinen römischen Kampfwagen, fährt einmal die Runde und verlässt die Arena nun, wo das von Entsetzen gekitzelte Publikum sich wieder aus der Sensation zurückgefunden hat und tosenden Beifall spendet. Ist aber wohl wieder zu spät entsetzt gewesen, das Publikum, nicht wahr?



Im Scheunenviertel während der Plünderungen 1923. Die Polizei räumt die Mulackstrasse.

Arnold Zweig

Die Summe

Ziehen wir mit jener Resignation, an die wir uns die letzten fünf Jahre hatten gewöhnen können, die Summe aus den vorläufig abgeschlossenen Ereignissen, die sich in deutschen Städten an Juden vollzogen haben. Das Empörende vermag dann nicht mehr zu empören, wenn man es zollweise entstehen sah; das Moment der Überraschung geht ihnen ab; die Welt des Nachkrieges ist der schönen Leidenschaft und ihren schmückenden Gesten und wärmenden Wallungen gar zu günstig. Ausweisungen in München, Überfälle auf Unbewaffnete in Nürnberg, ein Pogrom im Zentrum Berlins, und gleich darauf in München ein Putsch von rechts, um das Deutsche Reich mittels der Intelligenzen Hitlers und Ludendorffs herrlichen Zeiten entgegenzuführen – das Ganze zum fünften Geburtstag der Republik mit der rührenden Vorliebe solcher Romantiker für Kalendereffekte aufgezogen: was lehrt, zum Über- und Überdrusse, diese Veranstaltung?

Die Judenrepublik. Die Judenfahne. Die Judenregierung von Berlin. Fünf Jahre hat, ohne erkennbare Gegenwirkung von bürgerlichen Parteien her, eine gedruckte und geschriebene Agitation so uns und das Nachkriegsdeutschland zusammengekoppelt. Was immer von Unheil über dieses Reich hereinbrach, wer auch immer durch leichtsinnige oder leidenschaftliche Politik, durch Unkenntnis angelsächsischen Wesens, der deutschen Isolierung, der Wirkung törichter Reden die Eingriffe des französischen militaristischen Kapitalismus um Vielfaches verschlimmerte, und wie oft auch immer die langsame Beamtenintelligenz in den Organismus der Weltwirtschaft eingreifend Ursachen schuf, deren Wirkungen sie nicht in Betracht gezogen hatte – es war leicht, in Deutschland Absolution dafür zu bekom-

men, leicht, in diesem Lande «Verantwortlicher» zu sein: denn der wahre Verantwortliche, der, von dem in allen Tönen Rechenschaft gefordert wurde, war immer der Jude. An ihn hielt man sich, und drohte dauernd, sich noch weit besser an ihn zu halten. Wollte man einen Politiker wie Erzberger, der dem grossen Kapital Kräfte zu entziehen drohte, um sie dem anämischen Körper des Deutschen Reiches zuzuführen, ja gar nur den augenblicklichen Reichskanzler dauernd diskreditieren, ernannte man sie zu Juden, wie man Bethmann-Hollweg zum Juden befördert hatte; und indem man sich so die Möglichkeit schuf, den Sack zu schlagen und dem Esel dabei empfindlich wehe zu tun, auf dem Rücken der Juden in Deutschland gegen das neue Reich und seine furchtbar schweren Aufgaben mit voller Energie vorzugehen, gewann man noch den wohlberechneten Vorteil, dass keine Reichsregierung sich mit den so Angegriffenen identifizieren werde, weil es ja unklug gewesen wäre, dem Schimpfwort «Judenregierung» damit neue Rechtfertigung zuzuführen. Wirkte dann in das überanstrengte Nervenleben des Reiches und der Mehrzahl seiner Bewohner noch die Not um den nächsten Tag, der Hunger nach der nächsten Mahlzeit hinein, diese furchtbaren Helfer aller Hetze, die die Hemmung zwischen gehörtem Wort und getaner Ausführung bis zum Zerfall verdünnen, so konnte der Stoss gegen die lästige Republik geführt werden: als Stoss gegen die Juden ansetzend, in seiner eigenen Wirkung wachsend, am anfänglichen Gelingen sich befeuernd und ohne Kontrolle bis zu Zielen führend, die als «aufs innigste zu wünschen» genau von denjenigen verkündet worden waren, die es durch Aussperrung, Nahrungsabschnürung und den unendlich törichten Abbau der Brotbewirtschaftung im falschesten Augenblick in der Hand hatten, zum Übelwollen Frankreichs und den Hilflosigkeiten der Währungsmacher die akute Verzweiflung breiter Grosstadtmassen zu fügen.

Sie wurden die Grundkräfte, auf die sie sich verlassen konnten, um trotz klarster Tatbestände den Juden für alle Übel dieser Zeit als Sündenbock benutzen zu können. So wenig der einzelne Jude dem einzelnen Deutschen bei normaler Seelenlage verdächtig ist, ein Schädling zu sein, so leicht ist es, den Juden als Gruppe dem Abstossungs-, Entwertungs- und Vernichtungsaffekt der exaltierten Nichtjudenheit als Gruppe gegenüberzustellen. Hier führen Grundkräfte der Gruppenleidenschaft, die anderswo untersucht worden sind, zu immer wieder gleichen Ergebnissen. Der Jude als Typ ist dem Deutschen noch immer eine Märchenfigur, und wie die märchendichtende Phantasie des Volkes heute zur Schauerromaniade degradiert ist, ist auch er eine Figur des Schauerromans geworden, wie «der Freimaurer» der katholischen und «der Jesuit» der protestantischen Volksphantasie: unbekannt, abgesondert, geheimnisvoll und schnell verdächtig. Das klingt nach Mittelalter? Wir leben mitten in ihm, seitdem der grosse Krieg das bisschen Neuzeit, das wir der Aufklärung verdanken, mit dem Ärmel der Uniform weggewischt hat. Erst weil solche Grundkräfte, modern maskiert, in der Seele besonders des kleinbürgerlichen Menschen noch unabgeschwächt spielen, kann die Agitation der «Haltet den Dieb»-parteien sich so wirksam über ganz Deutschland ergiessen. Vor ihnen bleibt es gleichgültig, nach welchen Merkmalen sich der Jude von der Nichtjudenheit scheidet; und es lässt sich beweisen, dass dieses Merkmal wechselt je nach derjenigen Leidenschaft, die die Völker gerade am lebhaftesten bewegt. Zur Zeit religiöser Differenzierung bemerkte man am Juden sein religiöses Sondersein am schroffsten, zur Zeit der ständischen sein ausserhalb der Stände Stehen, als man sich national scheidet, sah man sein besonderes Volkstum, heute, wo man sich biologisch als Rasse aufspielt, greift

man ihn der Rasse wegen an, und morgen, wenn quer durch die Völker der soziale Kampf geführt werden wird, ein schon im Werden offener Zustand, wird er zwischen den sozialen Fronten aufgerieben werden, gleicherweise befeindet von links wie rechts. Und es muss an dieser Stelle, trotz des vergossenen Blutes, der Misshandlung, Plünderung, des Raubes, all der Gewalttat und jeglicher Exzesse als Ehrenmal der Einsicht, Geduld und Disziplin gesagt werden, dass angesichts dieser Grundtatsache und der wahrhaft würgenden Not die Schar derer unter den arbeitenden Deutschen, die ihre Besinnung unter dem Anprall der masslosen Verhetzung verloren haben, zahlenmässig noch immer relativ gering ist, und dass man im Berliner Pogrom deutlich zwischen dem stets sprungbereiten Mob, den bezahlten und freiwilligen Parteihetzern und den mitgerissenen Erwerbslosen zu scheiden vermochte.



Eine Lektion werden die deutschen Juden nun wohl gelernt haben: dass im Augenblick der Aktion der Unterschied zusammenbricht, den eine geschickte Agitation sie lehrte zwischen sich und den Ostjuden zu machen. Sie werden nun nicht mehr, sollte man hoffen, bereit sein, den Ostjuden preiszugeben um selber auf der Seite der Gerechten zu stehen. Sie werden nun hoffentlich wissen, dass, wer diese Unterscheidung mitmacht, selbst vom Antisemitismus angesteckt ist, der wie jede Affekthaltung ansteckend auf sie überzugreifen stets bereit ist. Wer bedroht ist, sucht sich zu decken, selbst wenn er dabei die Gebärde des Feindes annehmen muss, das ist menschlich-allgemein, und es bedarf schon eines gewissen, gefesteten Grundwesens, um sich einem Anprall auszusetzen wie er das deutsche Judentum heute benennt, und auch die Angegriffenen in die eigene Person miteinbeziehend für sie zu stehen wie für sich.

Eines bleibt anzuwarten: ob diese Krise des Antisemitismus den «deutschen Geist» noch weiterhin so erstarkt oder so ermüdet besser lassen wird wie bisher. Als 1916 im zaristischen Russland ein Antisemitismus, ungleich schwächer als der unsere, sich auftat, standen russische Geistige, Gorki und Sologub an der Spitze, dagegen auf. Seit 1916 sehen dem deutschen Antisemitismus, der mit der unvergessenen Judenzählung im Feldheer sich ein erstes Denkmal setzte, die deutschen Geistigen gesenkten Blickes zu. Nur einer oder zwei, Hermann Hesse, Robert Michel, Otto Flake, haben sich dagegen erhoben. Vielleicht erkennen sie jetzt, um wieviel mehr für sie von diesem Dauerantisemitismus zerstört wird als für uns? Als man Deutschland auf das Niveau der oberösterreichischen Provinz herabwirtschaftete (Schönerer, Waidhoferer Prinzip) schwiegen sie betroffen. Heute, wo man dieses Land, in dem Nietzsche das Wort «freier Geist» fand und gestaltete, auf das Niveau des zarischen Russland herabwirtschaftet, sollten sie sich daran erinnern, dass vielleicht einmal eine Generation entschuldigend bemerken wird: «damals gab es keinen deutschen Geist in dem gefährdeten Reiche.»

Kein Protest wird die Verwundeten gesund machen.
Kein Geplünderter wird davon wieder hergestellt

werden. Die zerstörten Nerven all der Entsetzten, Erschreckten, körperlich Degradierten wird kein Wort und keine Tat des Reiches heilen. Was Menschen tun können, werden hoffentlich die Juden selber tun, und die neuen Opfer der Tatsache, dass Juden überall auf Erden unter Trennungsleidenschaften leben, ebenso wenig verlassen wie sie die früheren verlassen haben. Nur auf eines rechnen wir: dass die geschehenen Tatsachen, ihre Rezeption im deutschen Geiste und ihre öffentlichen und privaten Folgen von der Jugend des deutschen Judentums und von all denen der Erwachsenen, die noch nicht unter Zwangsantrieben empfinden und denken müssen, geistig verarbeitet und in politische Form umgesetzt werden sollten. Man müsste sich endlich dazu entschliessen, der Besonderheit unserer Existenz zwischen den Völkern konsequent denkend und bis zu Ende nachzugehen. Man dürfte nicht länger die Augen wegwenden von Tatsachen, die peinlich, schmerzhaft – oder straffend sind, je nachdem man der Mensch ist, ihnen zu begegnen. Und man sollte sich vor allem darüber nicht im Unklaren bleiben, dass mit der Bekämpfung akuter und wilder Ausbrüche des Antisemitismus nicht auch das Übel selbst anfassbar ist, dem vielmehr erst sachgemäss begegnet werden kann, wenn der Jude als anschauliche Volksperson den anderen Völkern gleichgeartet zugesellt ist, auf jüdischem Boden, in seinen Rechten völkerrechtlich festgelegt und unabhängig in seiner Existenz von den Krisen und Katastrophen anderer Völker, denen er bis dahin immer zuerst zum Opfer fallen wird, in welchem Lande auch immer: denn der Antisemitismus eines besiegten Frankreich zum Beispiel würde, erinnert man sich noch? dem einstigen russischen und heutigen deutschen um nichts nachgeben. Die Dekorationen sind gefallen, die schönen Anstriche abgewaschen vom Blut und Not, und hohl und krass zeigen sich die kontinentalen Völker alle aus gleichem Holze und alle noch in derselben geistigen Eigenart, die sie in den Kreuzzügen und zur Zeit des Schwarzen Todes unserer Vorväter hinopfern liess, sei es, weil sie «die Brunnen vergiftet hatten», sei es einfach, weil sie Juden waren.



Die Polizei verfolgt Plünderer in der Kaiser-Wilhelm-Strasse.

Martin Beradt

Der Bettler Frischmann

Am anderen Tage sassen sie auf der Bank und hatten nichts, viele Besuche und keinen Pfennig. Frajim war bekümmert für den alten Mann, aber Fischmanns Gram war noch grösser. Die eine Hand auf dem beschädigten Herzen, die andere auf der Schulter des Begleiters, verriet er seinen Beschluss, den er allerdings vielleicht nicht durchführen würde: «Am besten, ich geb die Wanderschaft auf und zieh zurück nach Kowno, wenn ich auch heimkomme wie jener, von dem es heisst: ausgewandert alle Länder und heimgekommen ohne Hose, ohne Hemder.»

«Aber wie wird man sein zu Ihnen?» fragte Frajim ängstlich.

Ja, wir würde man zu ihm sein, fragte sich Fischmann. Er wusste es selbst nicht und schwieg auf dem Heimweg.

Aber am nächsten Tag, der ebenso schlecht verlief, und der ihn deshalb tiefer hätte verfinstern dürfen, wurde Fischmann, auf der gleichen Bank, von einer grossen Heiterkeit befallen, der gelegentlichen Heiterkeit von alten Leuten, die sich plötzlich ausserhalb des hetzenden Gewimmels fühlen – wie fern alle diese viel zu wichtig genommenen Unwichtigkeiten! «Weisst du was, Frajim», fing er an, «in Kowno werden die Leute alt, an hundert Jahr. Das Leben ist dort gesund, ich treff sie schon noch, es ist ja noch nicht lange her, dass ich fort bin. Freilich, werden meine Bekannten auch noch was haben bei die Zeiten? Wenn nicht, also dann werd ich mich entschliessen und bei fremde Leute eintreten. Einen guten Tag, werd ich sagen, einen schönen, guten Tag, Herr Koplowitz!» und er malte Frajim einen dieser Besuche aus, wobei die Fältchen um die Augen zitterten vor Lachen.

«Was wird Herr Koplowitz zuerst sagen? Einen guten Tag wünsch ich zurück, wird er sagen, mit wem hab ich die Ehre? Die Ehre ist gut, werd *ich* sagen. Also meinewegen das Vergnügen, wird Herr Koplowitz sagen, schon ein bisschen spitz. Vergnügen? sag ich, Ihr Wort in Gottes Ohr! Aber was kann es schon

für ein Vergnügen sein, mich zu empfangen? Also kurz, wer sind Sie? platzt nun Herr Koplowitz heraus, gereizt und heftig, denn er ist doch Herr im Haus und trägt Flöhe in der Nase. Warum soll ich ihm nicht sagen, wer ich bin?» wendet sich Fischmann unmittelbar an Frajim, seine Stimme ist wieder die alte, nur für das Zwiegespräch mit diesem sagenhaften Herrn Koplowitz war sie geschraubt.

«Du musst wissen, in Kowno sagt ein Bettler nicht alles gleich heraus, das heisst, sofern er sein Geschäft versteht. Ich werde also diesem Herrn Koplowitz erklären: was werden Sie schon davon haben, wenn ich Ihnen sage, wer ich bin? Aber Sie wollen es hören – gut! Muss ich Ihnen nicht zu Willen sein, wo ich von Ihnen einen Gefallen haben will, denn, Herr Koplowitz, ein kluger Mann wie Sie, werden Sie sich doch schon haben denken können, weshalb ich eingetreten bin, warum ich einen guten Tag gewünscht habe, eine gute Woche sollen Sie haben, ein gutes Jahr, all Ihre Lieben auch, in diesem und im nächsten Geschlecht. Wie es mir geht? Wer mir Gut's gönnt, der kann mir die Taschen umdrehn und find't nix, keinen Pfifferling. Ein Jammerjoi, joi! Es gibt viele jüdische Wörter, ausgezeichnet, was für eine Weisheit ist da drin! Wenn die anderen Völker sind nicht so klug, bloss, weil sie nicht so gute Wörter haben wie die Juden. Aber manch eines ist doch auch wieder nicht richtig, was soll heissen zum Beispiel, alle sieben Jahre ändert sich dem Menschen seine Natur? Bei mir hat sich nix geändert, ich bin geblieben, was ich war, dasselbe Stückchen Schlemihl, vierunddreissig Jahr wende ich mich an die Mildtätigkeit meiner Mitmenschen. Aber wer kann wissen, vielleicht, im nächsten Jahr, da sind fünfunddreissig, sieben im Gefünft, vielleicht werd ich da ein reicher Mann, aber verlassen Sie sich nicht darauf, Herr Koplowitz! Übrigens ist nicht Ihre Frau eine geborene Rabinowitsch aus Tarnopol? Ich weiss immer noch nicht, wie Sie heissen, wird dieser Herr Koplowitz oder Karfunkelstein dazwischenfahren, denn wie heissen schon diese Leute? Und er wird wütend werden und mit den Augen beissen. Beim Leben meiner Töchter, werd ich ihm antworten, regen Sie sich nicht auf, Herr Karfunkelstein, um Gotteswillen, ist mein Name denn so



Betrunkenener am Eckhaus
Hirtenstrasse-Grenadier-
strasse. 1930

wichtig? Ich hab mir das nicht eingebild't in mein Verstand. Aber der Name lässt sich hören, die Familie ist sich Schlechtes nicht bewusst, ausser sie ist arm, aber, leider, Armut ist ja heutzutage ein Verbrechen. Also, um es kurz zu machen, ich heisse Abraham mit Vornamen, wie unser Erzvater, kennen Sie das schöne Gleichnis vom Slonimer Row über unseren Erzvater? Ein feines Wort, mein Vater hat es oft erzählt – aber ich halte Sie auf, Fischmann ist mein Name, nun wissen Sie es, aber was wissen Sie schon damit?»

Fischmann gefiel sich in solchen ersonnenen Gesprächen, Frajim aber erschütterten sie, und er erriet nicht: lehrte Fischmann sie ihn zum Dank für seine Dienste, sollte er früh lernen, äussersten Falles als Bettler aufzutreten, damit er sich in jeder Not ernähre, und fand Fischmann schon Anzeichen dafür, dass er in solche Not geriet? Oder machte Fischmann sozusagen ein Vermächtnis, indem er einem Lieblingsschüler die verloren gehenden Gesetze der guten alten Schule überlieferte? Oder noch anders: sprach er nur für sich, sprach er, um sich zu vergewissern, dass er noch die alte, für Kowno wichtige Schulung hatte? Manchmal lachte er auf am Schluss: «Narrischkeiten, nischt wahr? Aber die Leute in Kowno wollen es so.»

Frischmanns Begräbnis

Später legte man dem Toten weisse Leinenkleider an und setzte ihm die silberbetresste seidene Mütze auf. Nun war er so gekleidet, wie im Bethaus an hohen Feiertagen und so wie einst in Kowno an den Osterabenden, wenn er am Esstisch seiner Familie die frommen Legenden von dem Auszug der Kinder Israels aus Ägypten vortrug; den gelblichen Gebetmantel mit den schwarzen Streifen, aber ohne die hellen Schaufäden, hatte man ihm ebenfalls umgetan. Er lag feierlich um seine Schultern.

Am übernächsten Nachmittag wurde er aus dem Haus getragen, die Füsse voran. Den Kasten aus ungehobelten Brettern hoben Männer der heiligen Bruderschaft empor. Er war aus Tannenholz und ohne



Schmuck, jeder Aufwand im Tode verstieß gegen die Gesetze der Natur, aber auch wider die Ordnung der Rabbinen. Am frühen Morgen waren zwei Frauen in der Gasse eingetroffen, die eine verblüht, die andere im Gesicht den adeligen Stolz, den Ungebeugtheit durch jahrhundertelange Verfolgung verleiht. Es waren Fischmanns Töchter, die nun mit hunderten von Freunden der Leiche ihres Vaters zum Grabe folgten. Er wurde auf den Friedhof der Frömmsten gebracht und unter Zeremonien nach dem strengsten Ritus beigesetzt.



Friedhof der orthodoxen Separatgemeinde in Weissensee

Grabstein auf dem Friedhof der orthodoxen Separatgemeinde Adass Jisroel in Weissensee: Joseph Lewstein aus Łódź, gestorben 1925



Friedhof Weissensee. Grabstein von Deborah und David Lexanderowitz aus Russland und Kurland. David Lexanderowitz, gestorben 1934, so ist auf dem Stein zu lesen, hat in einer Betstube der chassidischen Rabbiner die Thora «gelernt». Sogar die Adresse des Bethauses ist

angegeben: Grenadierstrasse 37.

Rechte Seite:

Auf dem jüdischen Friedhof in Weissensee, auf dem Feld der orthodoxen Juden, befindet sich das Grab des «Bisoyner Raw», des Rabbiners Abraham Mordechai

Grynberg (1867-1938). Er war der anerkannte religiöse Führer der Ostjuden Berlins, lebte im Scheunenviertel und machte die Betstube seines Hauses zur bedeutendsten religiösen Stätte in der Grenadierstrasse. Sein hebräisch beschrifteter Grabstein zeigt ein Akrosti-

chon, ein Gedicht, dessen Anfangsbuchstaben seinen Namen Abraham Mordechai ergeben. Die Übersetzung der Steininschrift lautet:

Unter diesem Hügel ist bestattet Unser Herr, unser

Lehrer, unser Rabbi, der gerechte Rabbi, Korb voller Bücher, der gelehrte Herr *Abraham Mordechai* Sohn des Rabbi, Fürsten der Tora Herr *Chajim Cheika* sei. Angedenkens aus Bisoyner gestorben am Montag, 26. Tammus 5698



Ach, mein Vater, mein
Vater, Wagen Israels
und seine Reiter
Bei deinem Hinaufsteigen
zum Himmel wurde in
der Stadt eine Stimme
gehört, Waisen waren
wir ohne Vater
Recht zart an Jahren
krönte man dich in

Bjeshun mit der Krone
des Rabbinats
A (Vokal, hebräisch nicht
ausgedrückt)
Hast dort Lehre und Weis-
heit unter vielen verbrei-
tet zur Ehre
A
Mächtiger Schild
Abrahams warst du für
die Seufzenden und

Gedrückten
Mit wie grossen Taten
schafftest du Tag und
Nacht
O
Rabbi warst du in Berlin 24
Jahre lang
Dort hast du dir einen gu-
ten Weg gebahnt, um zu
den Geliebten und Ge-
ehrten

im Leben zu gehören
E
Chorartig sagt das ganze
Volk: Unser Lehrer wird
leben; du bist nicht durch
den Tod von uns ge-
schieden
A
In Ewigkeit sei dein Name
gepriesen
Deine Seele möge einge-

bunden sein in den Bund
des Lebens
Ins Deutsche übertragen
von Prof. Dr. Heinrich
Simon und Prof. Dr.
Marie Simon,
Berlin (DDR)

Alfred Döblin

Östlich um den Alexanderplatz

Ein sonniger Vormittag; ich mache mich auf zu einer Umzingelung des Alexanderplatzes. Der verlockt mich sonst, menschenstrudelnd, wie er ist, geradewegs auf ihn zuzustossen; ich will einmal die Peripherie dieses mächtigen Wesens abtasten. Breite, oft boulevardartige Strassen führen in ihn ein; ich tippele von der Lichtenberger Seite an. In der Frankfurter Allee hat man die grünen Rasenstreifen in der Mitte eingehen lassen; die Strasse ist ganz sachlich geworden. Es gibt Warenhäuser; schematische Aufmachung für Ärmere, auch viel Plunder. Aus einem Hausflur kommt Gesang; man steht; ich gehe hinein. Da agiert auf dem Hof mit drolliger Theatralik ein schäbiger jüngerer Mann herum und singt – singt, ja was? Heil dir im Siegerkranz. Mit allen Strophen; ich höre es zum ersten Male seit 1918 und glaube es nicht. Die Leute kichern, einige sind betreten; der brüllt weiter. Und hat sich nicht verspekuliert mit diesem Appell an die Sentimentalität. Wie er herauskommt, entschuldigt er sich rechts und links, ist plötzlich gar nicht verdreht: «Regt euch bloss nicht auf. Ich muss mein Geschäft machen wie jeder andere. Der Arbeiter gibt mir nichts; der hat nichts.» Eine blutrote Plakathand an vielen Häusern: «Du! Bist du schon ein Kämpfer in deiner Sache?» Kleine Zettel mit einem Rettungsring auf dem Meere preisen eine Arbeiterpartei. Die Beklebung der Häuser ist ein Barometer für die

politische Erregung; man sieht hier einigermaßen Farben. Ich stecke den Kopf in zahlreiche Kneipen; schwacher Besuch. Ein Wirt sagt mir, was ich schon weiss: die hohen Preise, und eine Brauerei hätte schon einen Teil ihrer Pferde verkauft und stelle sich auf Nahrungsmittel um. Was kein Schade ist; Brot ist besser als Bier. Am Strausberger Platz vor einer Zeitungsfiliale eine Menschenansammlung; in der Mitte ein langhaariger kleiner Jüngling mit Schillerkragen debattiert mit einem ruhigen älteren Arbeiter. Der Ältere sagt: «Ihr schützt die Juden.» Der heftige Kleine, unter Assistenz anderer: «Nein, wir stellen uns nicht vor die Juden. Aber wir wissen, dass der Kapitalismus in der Klasse und nicht in der Rasse steckt.» Es ist die erste Strassendebatte unter Arbeitern, die ich höre, die sich mit Antisemitismus befasst. Aber er wurde nicht angenommen; die Leute sind geschult. Drollig ein Zeitungshändler; er hat an seinem Stand ein Schild: «Zeitung einsehen 50 Prozent des Kaufpreises.» An einem Gartengitter drängen sich Menschen, ich denke: ein Unglück oder [was dasselbe ist] eine politische Ansprache. Aber es sind illustrierte Kriminalzeitungen: man betrachtet die Mutter, «von einem Bären zerfleischt», und eine «italienische Liebestragödie».

Nun biege ich in die Weberstrasse ein, eine enge Strasse. Viele niedrige Häuser, alle verwahrlost; Mörtel fällt von den Fronten. Der linke Strassendamm ist weit hinauf mit Wagen kleiner Händler besetzt; eine Masse ärmlicher Frauen bewegt sich mit Kindern und Handgepäck davor; es gibt Blu-



Der Alexanderplatz während des U-Bahn-Baus, Ende der 20er Jahre.
Links das Kaufhaus Tietz.



Alteisensammler in
einem Hinterhof des
Viertels. 1930

menkohl, Fettheringe, Käse in Kästen, Fische auf Eis, prima Dauerbollen. Drüben ist ein «Zentrallozierhaus»; Händler erhalten Extrapreise, man verkauft und kauft im Haus Stampepapier. Zahlreiche Produktenkeller mit Preistafeln vor der Tür, mit Kreide geschrieben, ein «Einkaufsbureau für Edelmetalle» [welcher Stolz]. In einem Schaufenster sitzt ein Schneider und näht: eine «Expressschneiderei». Alles handelt und kauft noch etwas anderes; überall besteht Nachfrage nach Säcken, Bindfäden. In einem «Kommissionshaus» stehen aus: Bierseidel, abgeschnittene Telephonhörer, eine Staffelei, ein Rauchs-service, Militärstiefel. Eine Leihbibliothek; ein ganzes Schaufenster mit buntem Schund: «Die Warenhausdiebe», «Sittlichkeitsdelikte in der Grossstadt», Serie «Wildtöter», «Wino-ga, der letzte Mohikaner». Die Titelbilder tragen Unterschriften: «Ein Blitz, ein Knall, der Oberhäuptling sank zu Boden», «Da hast du deinen Lohn, Verräter». Eine ernste Arbeiterbuchhandlung; die eine Ladenflanke ist bemalt mit einer Hand, die auf einem offenen Buch liegt, mit einer Ähre und Sichel; darunter: «Um mehr zu produzieren, musst du mehr wissen.»

Ich überschreite die Landsberger Strasse. An der Ecke sitzt ein nettes Fräulein bei einem Gummiabsatzhändler; sie sitzt in blossen Strümpfen, völlig ernst; er wetzt sein Messer, schneidet ihre Stiefelhacken zurecht; hämmert. Die Gollnowstrasse. Die Strasse ist noch finsterner und teilweise bröckeliger als die Weberstrasse. Proletarier und Lumpenproletarier. Wieder Produktenkeller, «Sortieranstalten». Ein Kaffeelokal trägt hetzerische Bilder: «Der Wannsee verschoben». Ein Schild ruft: «Sie haben einen Schatz und wissen es nicht»; es ist ein Briefmarkenladen. Der Schatz sind alte Briefe auf dem Boden. Galizische Typen treten auf; jenseits der Neuen Königstrasse, in der Linienstrasse, werden es mehr. Es gibt Häuser von abenteuerlichem Schmutz und phantastischer Gebrechlichkeit. Trotzdem verheisst ein Barbier in einem ganz unglaublich kümmerlichen Haus: «Kein Warten! Gute, saubere Bedienung.» Weissbärtige, elende Männer im zerrissenen Kaftan gehen vorbei. Lebensmittelverkauf in

Hausfluren. Vor Möbelgeschäften, Altkleiderhandlungen stehen die Besitzer und blicken unter die Passanten.

Der Bülowplatz trägt die pompöse «Volksbühne»; umringt ist er von wüsten Lagerplätzen für Alteisen, Schienen. Sehr lebhafter Wagenverkehr; es wimmelt von Menschen. Und immer «Gelegenheitskäufe», Tuchläden, Uhrmachersgeschäfte, Stiegel. – Links die Grenadierstrasse. Hier scheint ein Dauerauflauf zu sein. Der Damm ist von Menschen besetzt; sie kommen und gehen aus den winkligen, uralten Häusern. Das ist ein ganz östliches Quartier, das gutturale Jiddisch dominiert. Die nicht zahlreichen Läden tragen hebräische Inschriften; ich treffe Vornamen: Schaja, Uscher, Chanaine. In Schaufenstern zeigt ein jüdisches Theater an: «Jüdele der Blinde, fünf Akte von Joseph Lateiner.» Jüdische Fleischereien, Handwerkerstuben, Buchläden. Das bewegt sich in unaufhörlicher Unruhe, blickt aus den Fenstern, ruft, bildet Gruppen und tuschelt in finsternen Hausfluren. An einer Ecke steht alles um einen gut berlinischen Ausrufer, einen Eulenspiegel: eine weisse Maus läuft über die Mütze, er zeigt Kunststücke mit falschen Millionenscheinen, um dann Seife zu verkaufen: «Klares Wasser, das ist der beste Beweis, meine Herrschaften.» Ich mache mir Platz. Schlängele mich durch zur Münzstrasse. Passiere die Kinos, die am hellen Tage dauernd spielen, mit Jahrmarktsorgeln, die über die Strasse toben; sie locken zu «Marko, der Mann der Kraft» und «Das Schicksal einer anständigen Frau». Ein Menschenstrom, Wagenstrom; der Alexanderplatz ist nahe. Zwischen zahlreichen sehr billigen Damen, unter den hastenden Leuten suchend, wandern sonderbare langsame Menschen, die sich offenbar kennen, erkennen, beiseite treten, Kleiderkofferchen tragen. Ein Hin- und herlungern. Viele unbeschäftigte Burschen mit kessen Mützen. Die Alexanderkaserne mit Schupo kommt, der endlos lange Bau des Warenhauses Tietz; er setzt eine neue, etwas puppige Ecke an. Dann die breite Öffnung, grüner Rasen, der Alexanderplatz, die Gulaschkanone der Heilsarmee, umlagert von Neugierigen und Ketten Armer und Alter, das finstere rote Polizeipräsidium.



In der Münzstrasse gab es schon 1899 ein Kino, das erste in Berlin überhaupt. Das «Biograph-Theater» war eines der zahlreichen Tageskinos im Viertel. Im ersten Stock ein von der orthodoxen Seperatgemeinde Adass Jisroel beaufsichtigtes Speiselokal.





Leihbibliothek Rosenberg
in der Grenadierstrasse.
Daneben ein Lebensmittel-
geschäft, das für Pessah
koschere Waren annon-
ciert.



Gelegenheitsarbeiter und
Obdachlose auf einer
Bank in der Nähe des
Alexanderplatzes. 1930



Prostitution in der
Dragonerstrasse 1930



«Die Damen, die im öffentlichen Leben stehen»
(Döblin).
In der Münzstrasse 1930

Absteige in der Dragonerstrasse.

In einer Wohnung in der Dragonerstrasse (2 Stuben, Kammer und Küche) wohnen 7 Personen. Davon ist das eine Zimmer an eine 24jährige Prostituierte vermietet, die übrigen 6 Personen wohnen in Stube, Kammer und Küche; einen Abort gibt es in dieser Wohnung nicht. Diese 6 Personen sind: die 47jährige verwitwete Mutter, ihre Tochter von 29 Jahren und deren gleichaltriger Ehemann und 3 ledige Söhne im Alter von 18-23 Jahren. In 9 Haushaltungen, die Prostituierte beherbergten, wohnten Minderjährige unter 16 Jahren: 1 Fünfzehnjähriger, 1 Vierzehnjähriger, 1 Elfjähriger, 1 Zehnjähriger und 5 Kinder unter 6 Jahren.

Auf je 1'000 Berliner Einwohner kommen im gesamten Stadtgebiet 1,5 Prostituierte, in den 6 Alt-Berliner Bezirken 2,7, aber im Scheunenviertel 13,8! Und zu den Absteigequartieren kommen die wilden Pennen. Armselige Kellerverliese. In einem wohnten zwölf Schlafgänger, davon zwei Ehepaare.» (Archiv für Kriminologie, 1932)



DAS GHETTO VON BERLIN

(AUS DEM SCHEUNENVIERTEL)

Kriminalroman

von
Adolf Sommerfeld





Beim zweiten Sanierungsversuch entstanden nach den Plänen des Architekten Poelzig einige Wohn- und Geschäftshäuser, wie hier das Eckhaus Grenadier-/Hankestrasse. Zerstört im 2. Weltkrieg.

Rechte Seite: Die Schendelgasse, der Durchgang von der Alten Schönhauser Strasse bis zur Grenadierstrasse (im Hintergrund). Aufnahme 1935





Das Karl-Liebknecht-Haus,
die Zentrale der KPD, am
Bülowplatz (heute Rosa-
Luxemburg-Platz) vor der
Reichstagswahl 1932.



Die Volksbühne am
Bülowplatz.
Aufnahme 1928

Mischket Liebermann

Einer aus dem Ghetto.



Gedenktafel in der Gipsstrasse. Die Mitglieder der Baum-Gruppe, Juden, wurden nach einem missglückten Brandanschlag auf eine Nazi-Propagandaausstellung verhaftet und fast alle hingerichtet.

Die Geschichte unseres Widerstandskampfes gegen die faschistische Barbarei ist reich an Helden. Wahren Helden. Auch Ruben Rosenfeld, dieser stille, bescheidene Junge aus dem Berliner Ghetto, war einer von ihnen. Er lebte in ärmlichen Verhältnissen. Zerissen und zerschissen lief er umher, immer neugierig, immer wissbegierig. Schon als Vierzehnjähriger kam er atemlos heran, wenn er mich in einem Demonstrationzug entdeckte. Ich war immerhin schon siebzehn. Er marschierte neben mir in Reih und Glied, wollte nicht wie ein Kind nebenherlaufen, sondern dazu gehören. Schon damals. Selten vergass er mich zu fragen, wo es eine Veranstaltung gäbe. Ich sagte es ihm. Ruben war zur Stelle. Und wenn es noch so weit entfernt vom Ghetto war. Er ging zu Fuss, Fahrgeld hatte er nicht.

Ein Halbwüchsiger noch, verliess Ruben das Elternhaus.

Es zog ihn unwiderstehlich zur Arbeiterbewegung. Mit siebzehn war er schon im Jugendverband und neunzehnjährig in der Kommunistischen Partei Deutschlands.

1933 gehörte er zu den Illegalen, zu den Gehetzten, Gejagten, die mit doppelter Kraft für die Sache des Volkes arbeiteten. Doch schon im September dieses Jahres sass er im Gestapokeller und durchlebte die Hölle. Bei seiner Festnahme fand die SA einen Zettel im Hause, auf dem Zeit und Ort eines Treffs mit einem Genossen von der Bezirksleitung notiert waren. Die Nazis brachten ihn dorthin. Es war am Luther-Denkmal in der Kaiser-Wilhelm-Strasse. Sie mussten die Fahrbahn überqueren. In dem Moment warf sich Ruben unter ein fahrendes Auto. Er wollte sein Leben hergeben, um das des Genossen zu retten.



Wenige Tage vor der Regierungsübernahme durch die Nationalsozialisten veranstaltet die SA einen Aufmarsch durch den Berliner Osten. Hier sperrt die Polizei eine Nebenstrasse des Bülowplatzes ab und sorgt dafür, dass die SA ungehindert zum Karl-Liebknecht-Haus marschieren kann.

Razzia am 5. April 1933

Reporter:

Das Mikrophon der Funkstunde Berlin steht jetzt in den frühen Morgenstunden des 5. April in der übelbeleumdetsten Gegend Berlins und zwar in der Gegend, die einst die Hochburg des deutschen Bolschewismus war, in der Münz- und Grenadierstrasse und in der Schendelgasse, dicht am Bülowplatz. Gerade ist eine grössere polizeiliche Aktion eingeleitet. 15, 20 grosse Polizeibereitschaftswagen, mit je ungefähr 30 Schutzpolizeibeamten, ausserdem 60, 80 Kriminalbeamte hier von der Politischen Polizei im Horst Wessel-Haus, und neuerdings führt jetzt die ZbV immer eine grössere Abteilung, ein Kommando SS mit, die die Arbeit der Schutzpolizei unterstützt. Ein ungeheures Aufsehen, eine irrsinnige Angst bei den Kommunisten, bei den sozialdemokratischen Funktionären, bei allen Leuten, die uns seit Jahren unterdrücken wollten, die nationale Bewegung niederknebeln wollten. Sie haben alle in ihren Wohnungen noch tausenderlei Drucksachen versteckt, verbotenes Hetzmaterial. Bevor sie überhaupt zur Besinnung kommen, sind die einzelnen Suchkommandos in die Häuser eingedrungen. Alles ist genau vorbereitet. Die Beamten stürmen die Treppen hinauf: ‚Achtung Polizei – aufmachen!‘ Und dann nach wenigen Minuten kommen dann die ersten politischen Gefangenen.

Herr Kommissar, warum ist dieser Mann hier festgenommen, auf diesem Wagen hier?

Kommissar: Ein Moment, ich kann das nicht so übersehen, ich werde mir mal seinen Pass geben lassen.

Reporter: Ja?

Kommissar: Haben Sie keinen Pass da?

Verhafteter: Ich habe ihn gegeben zu verlängern.

Kommissar: Wie?

Verhafteter: Ich hab ihn gegeben zu verlängern.

Kommissar: Wann haben Sie den Pass zum Verlängern gegeben?

Verhafteter: Am Freitag.

Kommissar: Freitag?

Verhafteter: Ja.

Kommissar: Haben Sie da nicht eine Bescheinigung bekommen?

Verhafteter: (stotternd) Nein, weil ich hab bloss eine Nummer bekommen. Ich wohn 36 ...

Kommissar: Wo ist denn die Nummer?

Verhafteter: Eine Nummer, zu Hause hab ich se.

Kommissar: Ach so, die müssen Sie aber bei sich tragen ...

Verhafteter: (stammelt, unverständlich)

Kommissar: ... damit Sie in der Lage sind, sich auszuweisen.

Verhafteter: Ich wohn 36...

Kommissar: Haben Sie denn gar keine Ausweispapiere?

Verhafteter: Nein, ich wohne doch hier, Kirchplatz 4.

Kommissar: Na, das werden wir gleich auf dem Polizeipräsidium feststellen.



Verhafteter: (stammelnd) Ich hab noch nichts gegessen ... 32 Jahre wohn ich auf ein Revier.

Reporter: Er ist Ausländer, ja?

Verhafteter: Pole.

Kommissar: Was sind Sie turn Staatsangehöriger?

Verhafteter: Tarnow.

Kommissar: Wo sind Sie geboren?

Verhafteter: Tarnow.

Kommissar: In Tarnow.

Verhafteter: In Tarnow.

Kommissar: Aha, Sie sind polnischer Staatsangehöriger?

Verhafteter: Polnischer Staatsangehöriger.

Kommissar: Aha.

Reporter:

Sagen se mal, wie lange sind Sie in Deutschland jetzt?

Verhafteter: Seit 27. März 97.

Reporter: Was mach Sie denn eigentlich in Deutschland?

Verhafteter: Ich hab a Meibelgeschäft, hier Kirchplatz 4.

Reporter: Aha ... und keine Aufenthaltsgenehmigung?

Verhafteter: Wohn doch 36 Jahre hier ... hat mirs Polizeirevier gesagt, ich habs nicht netig, weil ich 36 Jahre hier wohne.

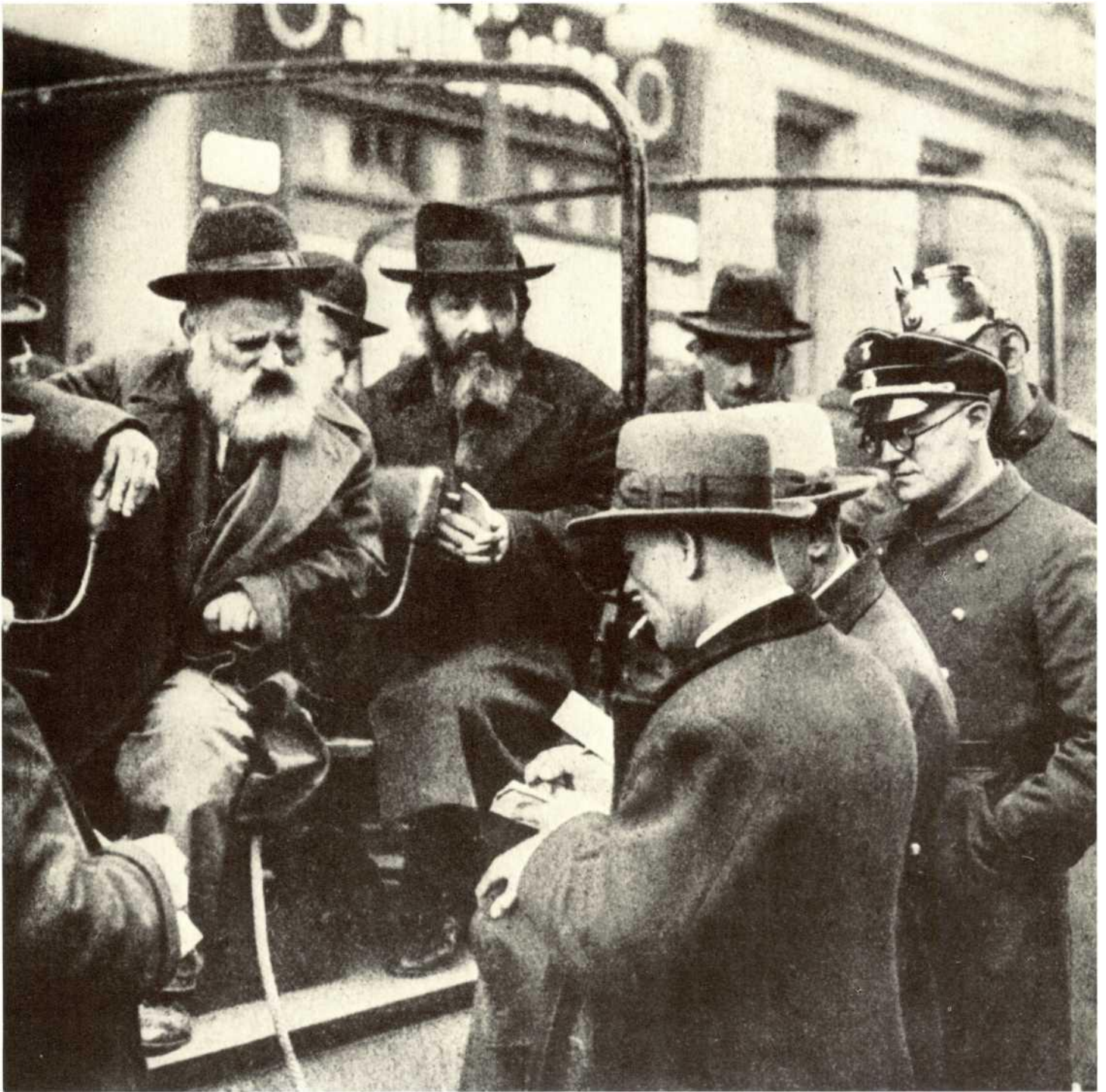
Reporter: Schön. – Ja, Herr Kommissar, 36 Jahre wollen die einzelnen Herrschaften natürlich alle schon in Deutschland gewesen sein.

Photo und Bildunterschrift sind der NS-Broschüre «Der ewige Jude», hrsg. 1938 von Hans Diebow, entnommen und belegen, zusammen gesehen, einen Grundzug nationalsozialistischer Propaganda, den Adorno folgendermassen beschrieben hat: «Ein Deutscher ist ein Mensch, der keine Lüge aussprechen kann, ohne sie selbst zu glauben.»

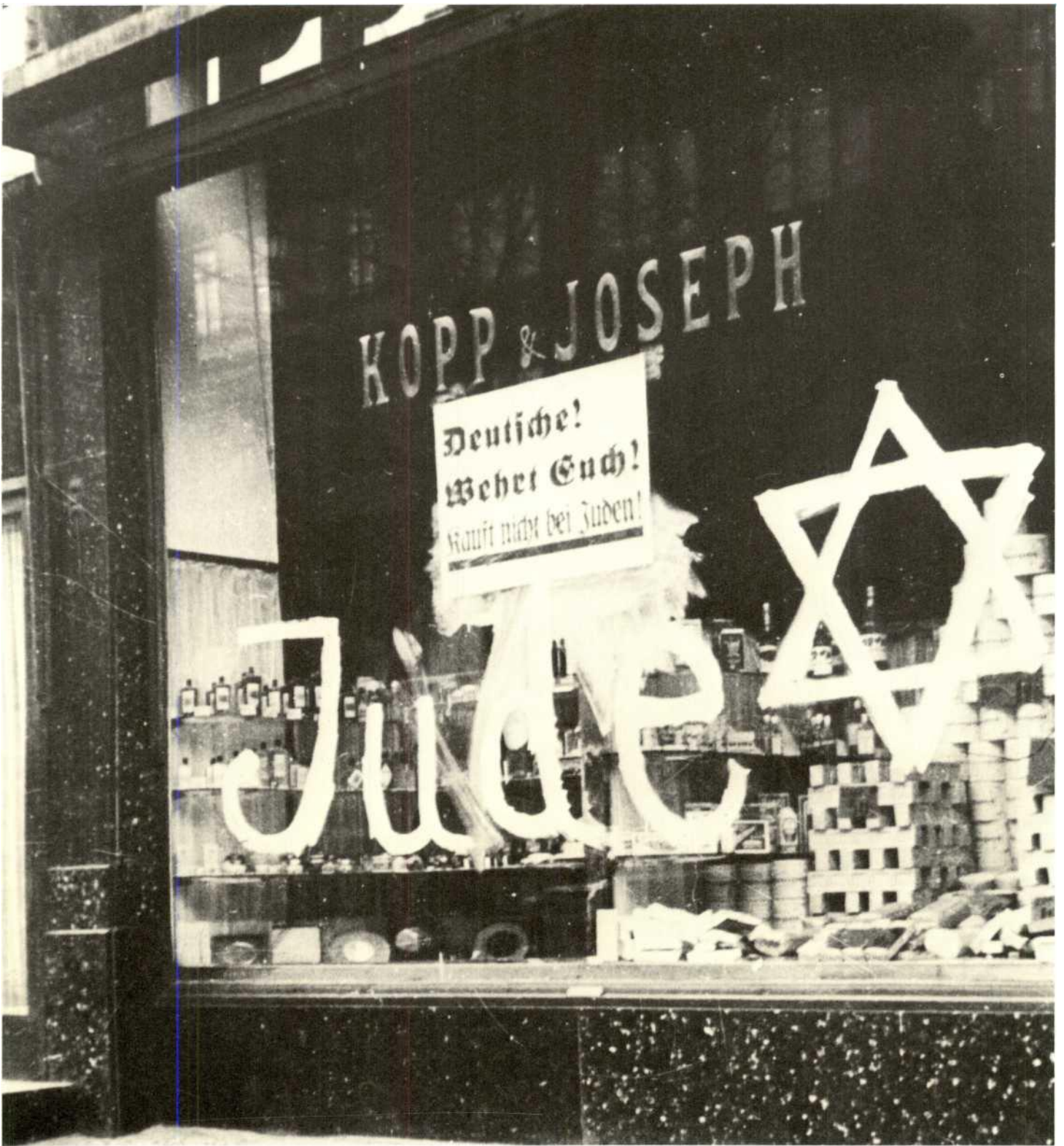


Die Grenadierstrasse

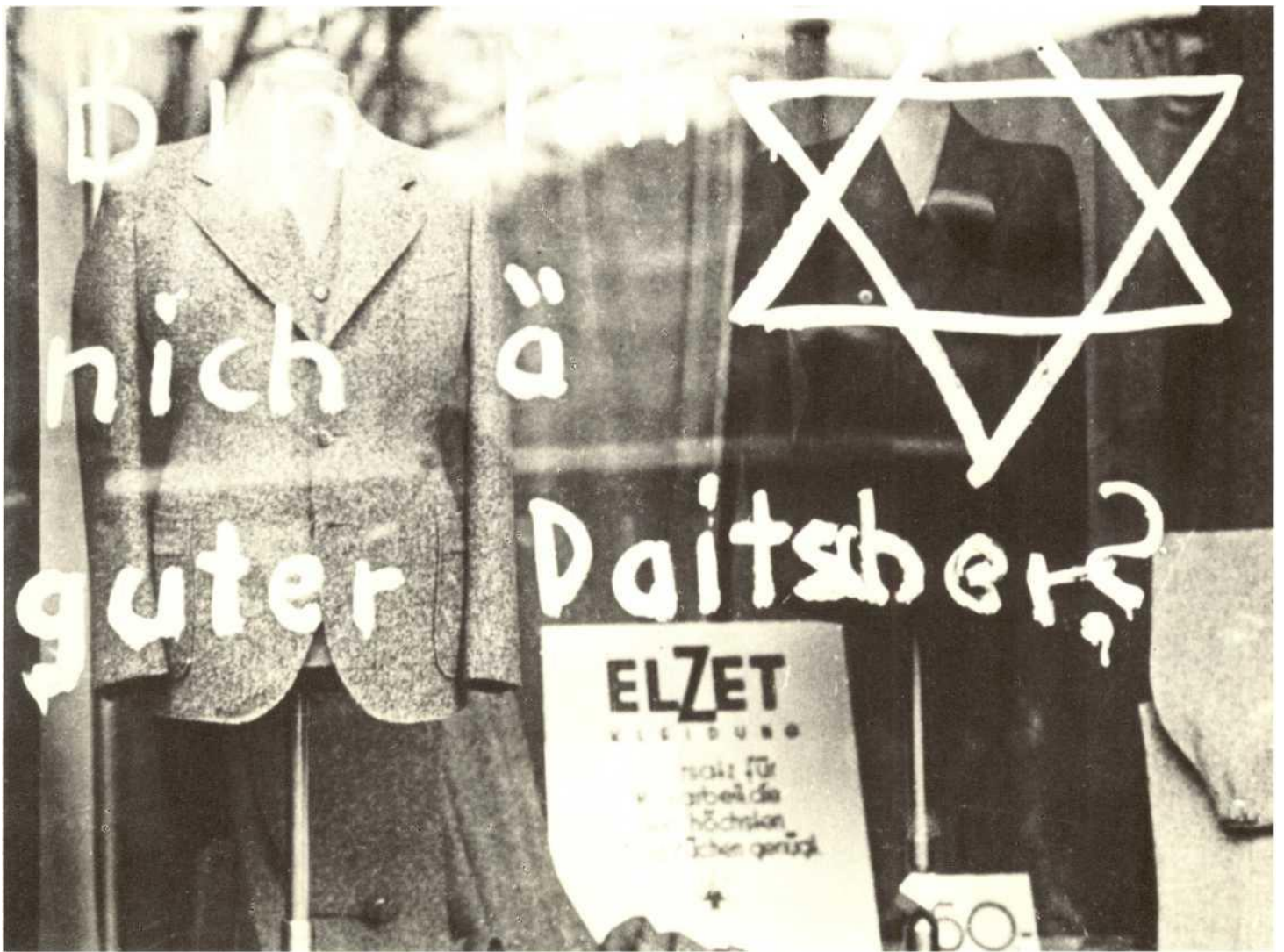
In dem von Ostjuden besetzten Gebiet Berlins munter sich der Deutsche wie in Feindesland fühlen. Er wurde beobachtet, umlungert, verfolgt. Hier erschienen ein halbes Duzend hebräisch gedruckter jiddischer Zeitungen. Hier entdeckte die Polizei Brutstätten des kriminellen und politischen Anarchisten.



Bei der Razzia im April 1933 verhaftete Juden werden auf Lastwagen ins Polizeipräsidium gebracht.



Berlin Sommer 1933



Nazi-Schmierereien
gegen Ostjuden.

Micha Michalowitz

Musik in der Grenadierstrasse

Das war einmal so etwas wie ein jüdisches Zentrum und ist heute ein ganz kleiner Punkt an der äussersten Peripherie jüdischer Existenz. Hier lebten Juden, die nicht nur Juden schlechthin waren, sondern Menschen sehr besonderer Art. Sie waren aus den ungeheuren Reservoiren des Ostens in die Welt hinausgezogen, und ein sehr geringer Teil von ihnen hatte hier seine Wanderschaft unterbrochen. Einige von ihnen sind hier noch zurückgeblieben, Armut hält sie gefesselt, es ist sehr still um sie geworden, kaum dass man sie noch sieht und spürt.

Was hier übrigblieb, ist wie ein kleiner stehengebliebener Rest, man muss schon in die Häuser hineingehen, um ihn überhaupt noch wahrzunehmen. Hier gab es einmal ein Restaurant – ich sage Restaurant und meine dabei ganz etwas anderes.

Man musste durch ein Haustor über einen Hof, und dann führten ein paar Stufen hinunter in das Lokal. Zwei Räume, ein kleiner und ein grösserer, in dem kleinen stand so was ähnliches wie ein Büfett, zwei, drei Tische, Stühle; die meisten Gäste aber hielten sich in dem grösseren Raum auf.

Die Auguren aber wussten es, dass es hier Fische zu essen gab, Fische, für die es kein anderes Adjektiv gibt, als die berühmten und weltumspannenden drei Zungenschnalzer, Fische eben ganz besonderer Art; aber sie bewahrten es fast wie ein Geheimnis, und man musste mit einem dieser Bescheidwissenschaftler schon sehr gute Geschäfte gemacht haben, damit sie einem in ihrer Menschenfreundlichkeit die Adresse verrieten... Das Rezept nämlich für die Zubereitung dieser Fische stammte vom Hofe Schloime ha melechs, es war über einen kleinen Umweg von ein paar Jahrtausenden vor ungefähr siebzig Jahren bei einem berühmten Berditschewer Rebben gefunden worden, und von dort hierher mitgebracht. So sagt man.

Aber das war noch nicht alles. Während einem diese Wunderfische auf der begeisterten Zunge zergingen, strömte in die erstaunten Ohren seltsamer Gesang

ein. Drin, im Nebenraum, sangen die selig Satten und Beglückten wundersame Gesänge zum Ruhme Gottes. Ich habe das an einer andern Stelle einmal beschrieben, diese besondere Art des Singens, hier wiederholte es sich in eben dieser Weise: «Singen», so schrieb ich damals, «kann man das wohl nicht nennen, mit Kunst hat das gar nichts zu tun, dieses noch ganz primitive, fast kindliche Vor-sich-hin- und In-sich-hinein-Gesumme, vielleicht ist es der Urbeginn aller Kunst, ihre erste, ganz frühe Stufe. Kleine glucksend-schluchzende Töne steigen auf, und unversehens wird eine Melodie daraus, tremolierend in des Rigeno alter Weise... Ganz unartikuliert ist das noch alles, als genügten Worte nicht, als wären sie viel zu körperlos für das, was man da ausbrüten und aus sich herausstellen möchte; am liebsten möchte man es tanzen, wie die frühen Chassidim es taten, diese mit ihrem ganzen Herzen, ihrer ganzen Seele, ihrem ganzen Verstande Gott ausgelieferten Mystiker in einer glücklicherweise noch sehr unzivilisierten Welt. Aber dafür reicht man selber wohl nicht ganz mehr aus, man fühlt es, ohne sich dessen ganz bewusst zu sein, und die Sehnsucht nach dem, was man, ohne eine feste Vorstellung, sein möchte und nicht sein kann, löst dann dieses melodische Geschluchz aus der benetzten Kehle. Und dann sind auch plötzlich Worte da und werden eins mit dem Niggun, und was der eine so begann, nehmen die andern auf und singen es mit näseld-gutturalem Schmetterton: *gloria in exelsis deo* ... zum Ruhme ihres alten Judengottes.»

So, genau so, oder doch wenigstens ungefähr so, war es hier, eine völlig vergleichslose Mischung aus Realismus und Transzendenz; Musik und doch nicht Musik und wiederum etwas, was viel mehr war als Musik, ein Reiz sehr eigener Art; Gesang, und wiederum etwas ganz anderes als nur Gesang, der, wie gesagt, seelenaufgetan ins Ohr einströmte, indes man kopfschüttelnd und bewundernd den duftenden Fisch zerteilte...

Dies alles ist vorbei, ist wie ausgelöscht, als hätte es nie existiert. Die Zeit hat es verschluckt. Man stellt das ohne Sentimentalität fest – von grossen oder auch

nur grösseren Gesichtspunkten aus gesehen ist es sicherlich sogar gut, dass es das alles nicht mehr gibt. Und indes man meditierend und sich erinnernd die sehr still gewordene Strasse durchschlendert, ertönt unversehens aus einem kleinen Laden Musik, Musik von Schallplatten, und mit eins steht man gefesselt und gebannt. Es ist *diese* Musik, genau diese, deren man sich beim Gang durch die Strasse erinnerte, und im ersten staunensvollen Augenblick ist es mir, als käme, mitten im prallen Sonnenlicht, ein längst Gestorbenes mir entgegen und lächelte mich freundlich an. Das akustische Phänomen dringt in mich ein, es hält mich fest – und zieht mich in den Laden.

Es ist kein grosser, weltstädtischer Laden, o nein, es ist im Gegenteil ein kleiner und unscheinbarer Laden und er ist von oben bis unten vollgestopft mit Büchern, mit jüdischen und hebräischen Büchern. Demnach befinde ich mich also in einer Buchhandlung, in einer jüdischen Buchhandlung, zu der eben noch einiges mehr gehört als eben nur Bücher. Und das kleinen Firmenschild im Laden weist auch daraufhin, dass dieser Bücherladen mit einer Fabrikation von Taleissim verbunden sei, dass es hier sämtliche Ritualien gebe, Synagogen-Stickereien, Judaica, Hebraica und – *Grammophon-Platten*.

Ein freundlich-sympathischer Mann tritt mir entgegen, und da wir sofort und im ersten Augenblick einander verstehen, und meine offensichtliche Interessiertheit ihn beglückt, zeigt er mir viele Stücke seiner Platten-Sammlung, die er selbst, hier von diesem kleinen Laden aus, geschaffen hat. Denn von hier gehen diese Platten in die Welt hinaus, unter seiner eigenen Marke, «Serner», das ist das hebräische Wort für Lied, Gesang. Von hier verkauft und versendet er sie nach Palästina, nach Süd-Amerika und nach den Vereinigten Staaten, und nach den Ländern des Ostens, überallhin wo eben Juden wohnen. Und er legt einige von diesen Platten auf und spielt sie mir vor. Liturgisches, Kantorales, oder genauer Chasonisches, und dann eben das jüdische Lied, dieses Einmalige und Unverwechselbare, das kleine jüdische Lied.

Hundertundfünfzig Nummern weist seine Produktion bereits auf, und er nennt diese Ziffer mit berech-

tigtem Stolz. Denn er stellt diese Platten nicht nur mit seinem rechnenden Verstande her, er hat sein Herz daran gehängt und er ist sehr glücklich, wenn er über ein besonders schönes und wohlgeratenes Exemplar ein lobendes Wort vernimmt. Er hat da einen jungen chassidischen Sänger für sich entdeckt, Bakon, Israel Bakon, und er hat ihn eine Reihe sehr schöner alter Lieder für sich singen lassen. «A Brief zum Rebben» heisst da so ein Lied und «Der Lamden Reb Sender» ein anderes. Das ist schön und echt und lässt einen tief hineinblicken in die Seele des jüdischen Volkes, das in den Ländern des europäischen Ostens in einer geschlossenen eigenen Kultur gelebt hat und noch lebt. Die Stimme, die aus dem Apparat in den kleinen Laden hineinströmt, ist voll Glanz und Jugend, aber sie ist zudem überweht von der Dunkelheit einer tausendjährigen Golusnot. Und dieselbe Stimme singt dann «Mlawe Malke», eine beglückend grosse Anzahl von jenen Semirot, die ich damals hier in dieser Strasse während der unvergesslichen Fischmahlzeit hörte, und mein Gedächtnis reproduziert sofort diese alten Verse:

«Sprich und du bist mein Mitmensch.
Singe, und wir sind Brüder und Schwestern.»



Berlin Grenadierstrasse.
Antiquariat mit jüdischen
Schallplatten



Wenige Tage nach dem organisierten Boykott jüdischer Geschäfte führt die Polizeiabteilung z.b.V. am 5.4.1933 eine Grossrazzia im Scheunenviertel durch. Hier werden in einem Hof der Grenadierstrasse Juden zusammengetrieben zur Durchsuchung nach Waffen und Überprüfung der Papiere.







SS und Polizei führen nach der sogenannten Reichskristallnacht im November 1938 verhaftete Berliner Juden zu den Sammelplätzen für die KZ-Transporte. Die Bevölkerung ist mit Interesse dabei. Kinder werden hochgehalten, damit sie besser sehen können, und ein Erinnerungsfoto wird geschossen.



1980

Max Fürst

Mein Viertel

Mit I. ging ich vor ein paar Jahren vom Alexanderplatz aus in *mein* Viertel. Der neue Alexanderplatz war noch nicht fertig gebaut und alle Umleitungsschilder standen verkehrt herum. Sicher hatte das irgendein Lausbub getan, und keiner hatte es korrigiert. So suchten wir lange, bis wir den richtigen Weg fanden, da auch die Strassenschilder nicht mehr oder noch nicht wieder angebracht waren. Nur nach der Stadtbahn, die unverrückbar in ihren Gleisen lief, konnte ich mich orientieren. Ich zeigte I. die Häuser oder die Stümpfe der Häuser, in denen ich und meine Freunde gewohnt hatten, und zu jedem Haus, zu jeder Strasse fiel mir eine Geschichte ein. Oh, wie liegt so einsam öde die Stadt, die einst so volkreich war, jammert Jeremias nach der Zerstörung Jerusalems. Wir gingen durch eine öde Stadt, in der kaum ein Mensch zu sehen war. Zerschlagene Fensterscheiben, zerboimte Häuser, noch mehr Putz war abgeblättert. Ab und zu dokumentierte sich noch das alte Ghetto mit dem Wort «Koscher» über einem Laden, vielleicht war es in der Nazizeit übermalt gewesen, aber der gerechte Regen hatte es wieder herausgewaschen. Waren die Häuser so schlimm gewesen, damals, als ich hier wohnte? Man hätte Jeremias trösten können, Jerusalem ist noch mehrmals wieder aufgebaut worden, immer wieder haben fröhliche Kinder in den Strassen gespielt, haben eilige Händler die Strassen durchschritten, haben neue Bewohner, zurückgekehrte und zugewanderte, in den Häusern gelebt, gelacht, geweint, gegessen, gehungert.



Die ehemalige Grenadierstrasse, heute Almstadtstrasse.





Das Scheunenviertel 1945.
Zerstörungen Grenadier-
Ecke Hankestrasse. Links
eines der 1928 nach den
Sanierungsplänen des Ar-
chitekten Poelzig erbauten
Häuser.





Hebräische Inschrift
«Koscher» in der
Almstadtstrasse
(der ehemaligen Grenadierstrasse). 1980

Textnachweis

- Gustav Landauer, Ostjuden und deutsches Reich. Zu Juden gesagt.
Aus: Ostjuden und deutsches Reich, Der Jude 1 (1916/1917), S. 436ff.
- An Charlotte Landauer.
Aus: Gustav Landauer. Sein Lebensgang in Briefen. Hrsg. von Martin Buber, Frankfurt/M. 1929, Band 2, S. 136f.
- Martin Beradt, Ephraims Ankunft in Berlin NO 54.
Der Kaftan.
Die Betstube.
Der Bettler Frischmann.
Frischmanns Begräbnis.
Aus: Die Straße der kleinen Ewigkeit, Frankfurt/M. 1965 (Überschriften d. V.)
- Alexander Granach, Wie in Lemberg.
Aus: Da geht ein Mensch, München 1973 (Überschrift d. V.)
- Franz Kafka, An Felice Bauer.
Aus: Briefe an Felice, Fischer-Taschenbuch, Frankfurt/M. 1976,
S. 673 und 696f., Brief vom 30. Juli 1916 und vom 12. September 1916
- Mischket Liebermann, Im Berliner Ghetto.
Einer aus dem Ghetto.
Aus: Vom Ghetto in die Welt, Verlag der Nation, Berlin (DDR) 1977
(Überschriften d. V.)
- Walter Mehring, Galizien am Alexanderplatz, Spartacus und Inflation.
Aus: Der Kaufmann von Berlin (1929), abgedr. in:
Die höllische Komödie. Drei Dramen, Düsseldorf 1979. (Überschrift d. V.)
- Sling (Paul Schlesinger), Der Menschheit Krümel.
Die alte Geschichte.
Aus: Richter und Gerichtete, Berlin 1929
- Joseph Roth, Juden auf Wanderschaft. Berlin. (1927)
Aus: Werke, hrsg. von Hermann Kesten, Dritter Band, Köln 1976.
- Max Fürst, Die Mulakei.
Mein Viertel.
Aus: Talisman Scheherezade. Die schwierigen zwanziger Jahre,
München 1976. (Überschriften d. V.)
- Inge Unikower, Kurze Geschichte von Gerschon.
Aus: Suche nach dem gelobten Land, Verlag der Nation, Berlin (DDR), 1978
(Überschriften d. V.)
- Arnold Zweig, Die Summe.
Aus: Jüdische Rundschau, 20. 11. 1923
- Alfred Döblin, Östlich vom Alexanderplatz.
Aus: Zeitlupe. Kleine Prosa. Olten u. Freiburg 1962
- Micha Michalowitz, Musik in der Grenadierstraße.
Aus: Israelitisches Familienblatt, 6. 5. 1937

Bildnachweis

ADN-Zentralbild, Berlin (DDR): 53, 63, 69, 70-73, 75, 79, 89, 90, 98,124, 133,1 39, 146-149 • Akademie der Künste, Berlin: 45, 66 • Archiv des Autors: 33, 44, 47-49, 62, 77, 84, 99, 103, 109, 116-119, 121, 129, 130-132, 135, 140-141, 152, 153 • Beth Hatefutsoth, Tel Aviv: 50, 60, 61, 96,145 • Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin: 38, 52, 55, 64, 65, 80, 113, 142, 143 • Central Archives for the History of the Jewish People, Jerusalem: 35 • Nicola Galliner: 95, 100, 101, 136, 151, 154, 155 • Herbert Hoffmann: 86 • Landesbildstelle Berlin: 58, 59, 91 • Märkisches Museum Berlin (DDR): 85 • Abraham Pisarek: 94, 97,105 • Wolfgang Pohrt: 9,150 • Hans Thormann: 51, 74, 93, 115, 122, 128 • Ullstein-Bilderdienst: 41, 56, 67, 82 • YIVO, New York: 37 • Heinrich Zille: 43

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Im Scheunenviertel/Eike Geisel. Mit e. Vorw. von Günter Kunert. – Berlin: Severin und Siedler, 1981. ISBN 3 88680 016 4
NE: Geisel, Eike [Mitverf.]

Zweite Auflage

© 1981 by Quadriga GmbH
Verlagsbuchhandlung KG, Berlin
Severin und Siedler
Alle Rechte, auch das der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten
Layout: Hildegard Morian
Satz: Bongé & Partner, Berlin
Lithos: Faesser, Berlin
Druck und Buchbinder: May & Co, Darmstadt
Printed in Germany 1982
ISBN 3 88680 016 4

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16